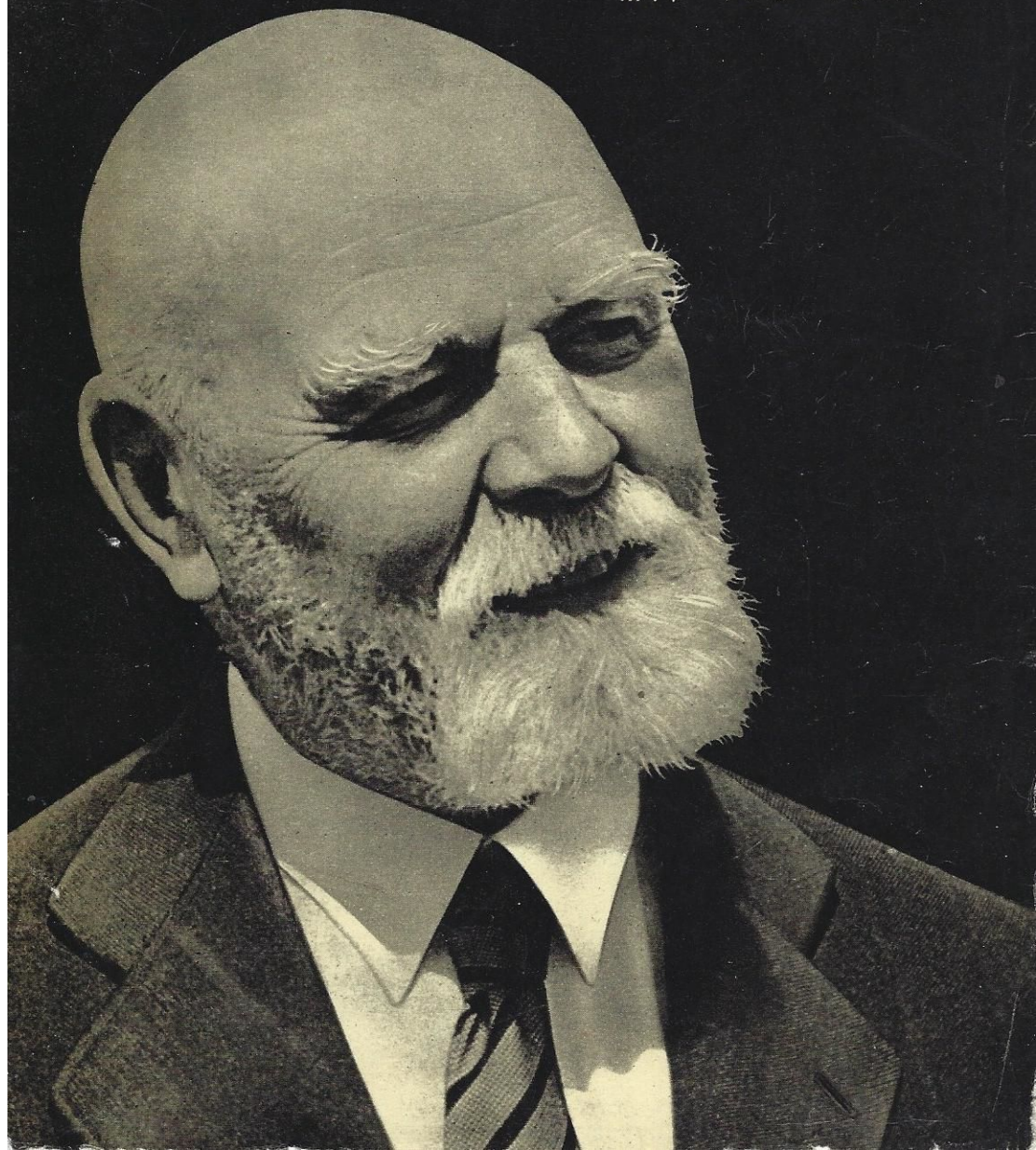


KÖRNER

aus der Nähe

Mit 100 Fotos



„Der Körner“, das ist für sechs Millionen Österreicher ein feststehender Begriff für Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Bescheidenheit. Viele tausende Menschen suchten und suchen bei dem ehemaligen Wiener Bürgermeister und jetzigen Bundespräsidenten Hilfe in höchster Not, und sie sind gewiß, daß er hilft, wenn er helfen kann. Wer ist nun dieser Mann, der wie kaum ein anderer ein solches Maß von Popularität, ja von Liebe erringen konnte? Der Mann, über den man so viel und so gern redet und der von sich selbst niemals spricht? Wie war sein Lebensweg, wie kam er, der einstige Generalstäbler der alten Monarchie, zur Republik, wie fand er den Weg, der ihn zu den „Mühseligen und Beladenen“ führte?

Zum ersten Male wird in diesem Buch auf diese Fragen, die jeden Österreicher interessieren, Antwort gegeben, Antwort von einer jungen Frau, die Körner aus der Nähe kennt, die seinen Lebensweg gewissenhaft und sorgfältig verfolgt und niedergeschrieben hat.

Es ist ein steiler Weg, der von der Kleinbürger-

wohnung des Elternhauses nächst der Festung Komorn bis in die Wiener Hofburg führt. Die drückende Armut des Elternhauses, die strengen Schuljahre, die Erlebnisse des jungen Leutnants in den Schreckentagen des Sommers 1897, da er Dutzende Menschen aus ihren Elendswohnungen rettete, das furchtbare Geschehen des ersten Weltkrieges, all diese Erlebnisse haben den Charakter Körners, so wie wir ihn kennen und wie er uns aus den Seiten dieses Buches freundlich grüßt, geformt.

Es ist das Bild eines aufrechten Charakters und es erzählt von dem Privatleben eines spartanisch anspruchslosen Mannes.

In schlichten Worten wird von Theodor Körner, dem General, dem Bürgermeister, dem Bundespräsidenten erzählt, von dem Manne, der zeit seines Lebens ein schlichter Mensch war. Das Buch, das überdies 100 interessante und zum Teil bisher unveröffentlichte Photos enthält, wird jeder gern haben wollen, der wissen will, wie Körner wirklich ist und wie er lebt.

KÖRNER

AUS DER NÄHE

Ein Lebensbild

von

Thea Leitner

DANUBIA-VERLAG, WIEN

Die Originalphotos wurden beigestellt von:

Blaha (38)

Henisch (1)

Hilscher (6)

Karal-is (1)

Kern (7)

Lichtbildstelle Alpenland (1)

Pressestelle des österreichischen Gewerkschaftsbundes (1)

Pressestelle dei' Stadt Wien. Bilderdienst (14)

Votava (3)

Die restlichen Bilder stammen aus Privat- und Archivbesitz.

Entwurf des Schutzumschlages: Wilhelm Jaruska

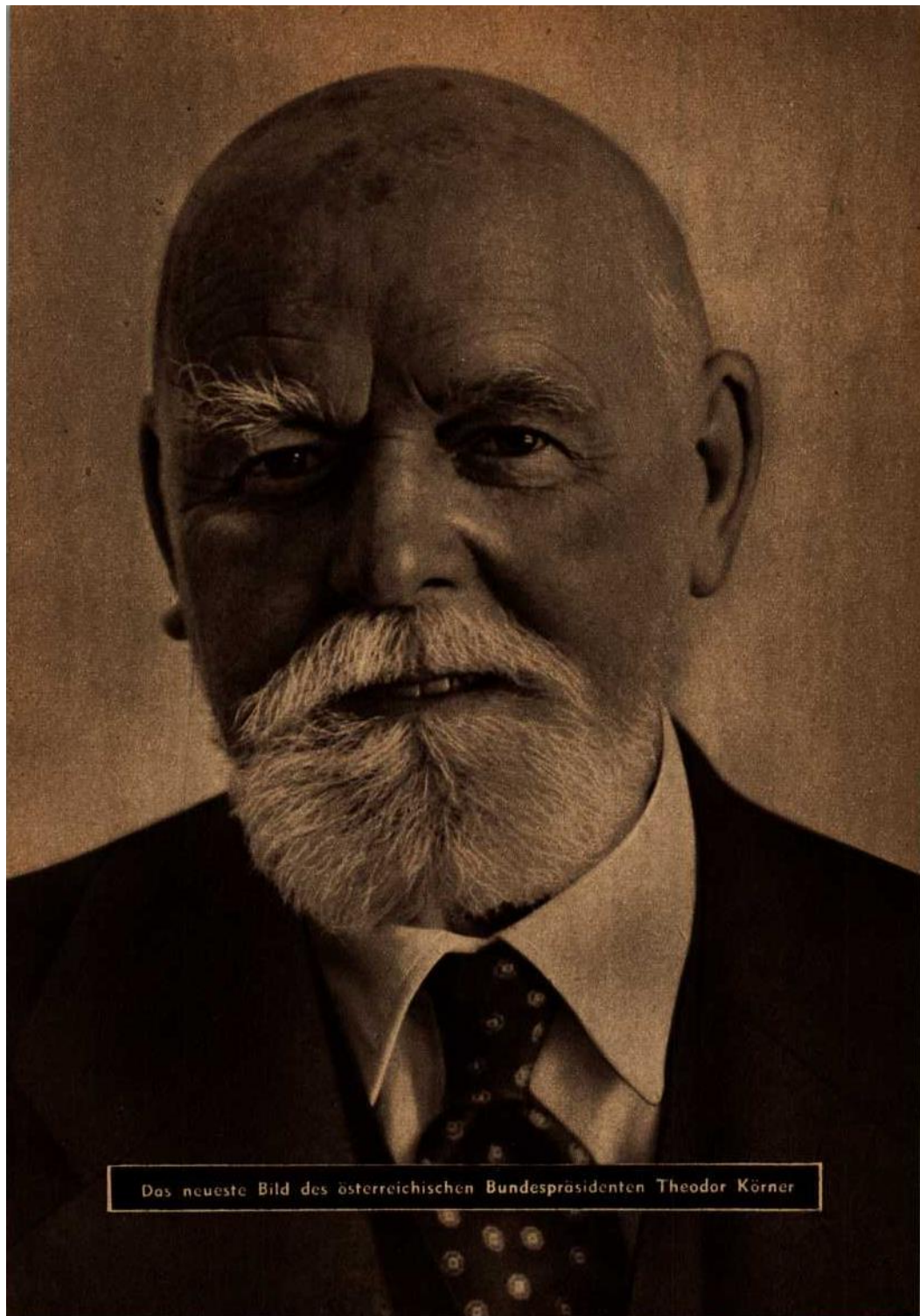
Alle Rechte vorbehalten. –

Danubia-Verlag,

Universitätsbuchhandlung Wilhelm Braumüller & Sohn, Wien. –

Printed in Austria.

Gesamtausführung: «Vorwärts», Wien



Das neueste Bild des österreichischen Bundespräsidenten Theodor Körner



Wie Perlen an einer Schnur . . .

Das vorhergehende Bild zeigt die Amtsräume der österreichischen Bundespräsidenten im Leopoldinischen Trakt der Wiener Hofburg. Von Leopold I. in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut, hat dieser Trakt bis heute nichts von seinem Glanz und seiner schimmernden Pracht verloren.

Weit und breit und geräumig führt die mit roten Teppichen belegte Treppe – «Adlerstiege» heisst sie, kein Mensch weiss mehr, warum – zum ersten Stockwerk; lautlos schwingen weisse Flügeltüren: ein phantastischer Anblick bietet sich dem entzückten Auge. Wie Perlen an eine Schnur gefädelt reiht sich, durch weit geöffnete Türen verbunden, Raum an Raum, Kostbarkeit an Kostbarkeit. Von zarten Spitzenvorhängen gedämpftes Licht bricht sich in goldgerahmten Spiegeln, huscht über polierte Möbel, schmeichelt auf Brokaten, flimmert in geschliffenen Lustern. Eingelegte Boulemöbel, geschwungene Barockstühle spiegeln sich, ein wenig gelangweilt, im blanken Sternparkett (man hat sie immerhin einige Jahrhunderte kaum von ihren Plätzen verrückt...). Und von den Wänden lächeln steif und freundlich über Prachttoiletten rosigstrenge Habsburger-Gesichter.

In diesem Spiegelsaal plauderten die allerhöchsten Herrschaften – hier stand das Bett Mhria Theresias – in jenem Kabinett pflegte sie zu schreiben – und dort, im blauen Schlafzimmer, logierten bevorzugte Gäste. Zuletzt, im Jahre 1908, Wilhelm II. Dies das Sterbezimmer Josef II. – ein Bild junger Erzherzoginnen. Sie spielen Theater, die ausgelassenste heisst Maria Antonia. – Diese Uhr kostete 80.000 Gulden, eine Automatenuhr, 50 Kilo Silbergewicht...

Bung-bang, hebt der kostbare Chronometer zu schlagen an. Bim und bam und bing, zirpend und singend fällt der Chor der anderen Uhren ein – es sind sehr viele in diesen Räumen.

Ist sie hier stehengeblieben, die glänzende, gute alte Zeit?

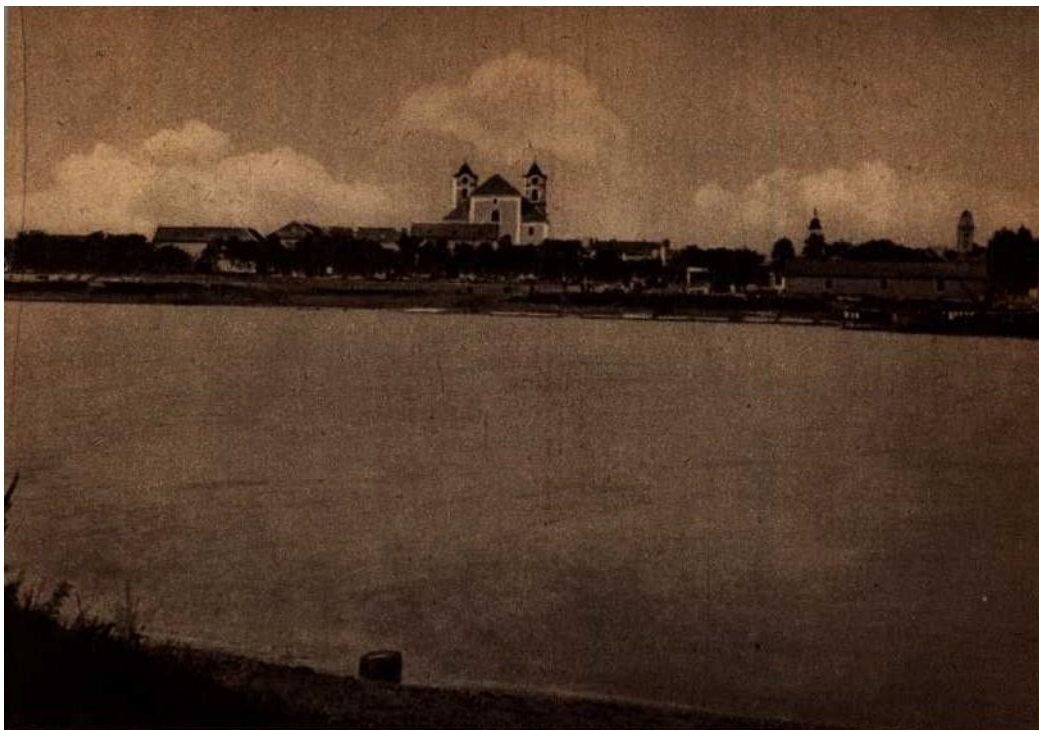
GLÄNZENDE ARMUT

Nichts ist herrlich und glanzvoll in Uj Szönyi, dem dörflichen Vorort von Komorn in Ungarn. Breit und träg wälzt sich die Donau dahin. Wien, Kaiserstadt und Mittelpunkt eines Weltreiches, scheint nicht 150, sondern 15.000 Kilometer entfernt; das lustige, leichte Budapest nicht hundert, sondern hunderttausend. Trostlos im Sommer, mit seiner brütenden Hitze und dem bleigrauen Glast über verschlafenen, ebenerdigen Häusern; trostlos im Winter, wenn die Nordstürme vom Waag-Neutra-Gebirge herunterstürzen.

In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts dient ein gewisser Hauptmann Theodor Karl Körner beim vierten k. u. k. Artillerieregiment, das in der Festung Komorn stationiert ist. Er ist nicht mehr der Jüngste, genau gesagt Mitte Vierzig, aber dennoch ein stattlicher Mann. Gross und breit, mit einem imposanten dunkelblonden Backenbart und buschigen Brauen über scharfen, hellen Augen. Er bewohnt mit seiner Frau in Uj Szönyi eine winzige Wohnung und legt täglich den Weg zur Festung Komorn – auf der Südspitze der grossen Schüttinsel in der Donau erbaut – zu Fuss zurück.

Fragte man den Hauptmann Theodor Karl Körner, ob er sich dessen bewusst sei, dass er die Ehre habe, in der «guten alten Zeit» zu leben – man würde wahrscheinlich auf weitestgehendes Unverständnis stossen. Denn für den Hauptmann Körner ist diese Zeit alles andere denn gut.

Er ist kein Spross aus reichem oder zumindest uralt-adeligem Hause. Er hat weder die traditionsreiche Wiener-Neustädter Theresianische Militärakademie besucht noch ein einziges Mal während seiner langen Militärzeit ein nobles Präsent eines noblen Herrn Papa bekommen.

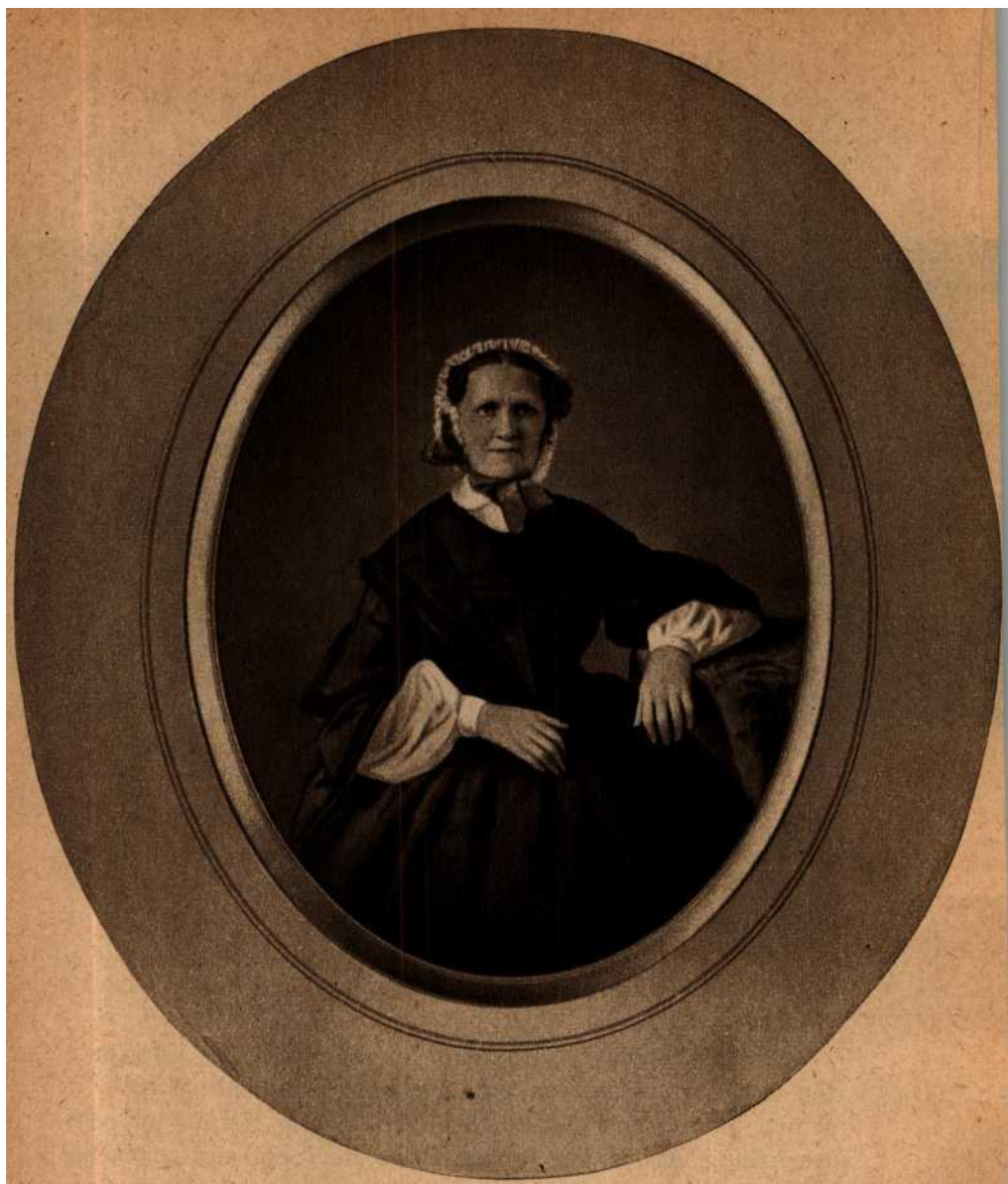


Trostlose Kleinstadt – Komorn, der Geburtsort Theodor Körners

Seine schöne, junge Frau Karoline stammt aus keinem begüterten Haus. Kurz und schlecht: die Körners sind arm und wissen am Sechzehnten des Monats nicht recht, wovon sie am Siebzehnten leben werden.

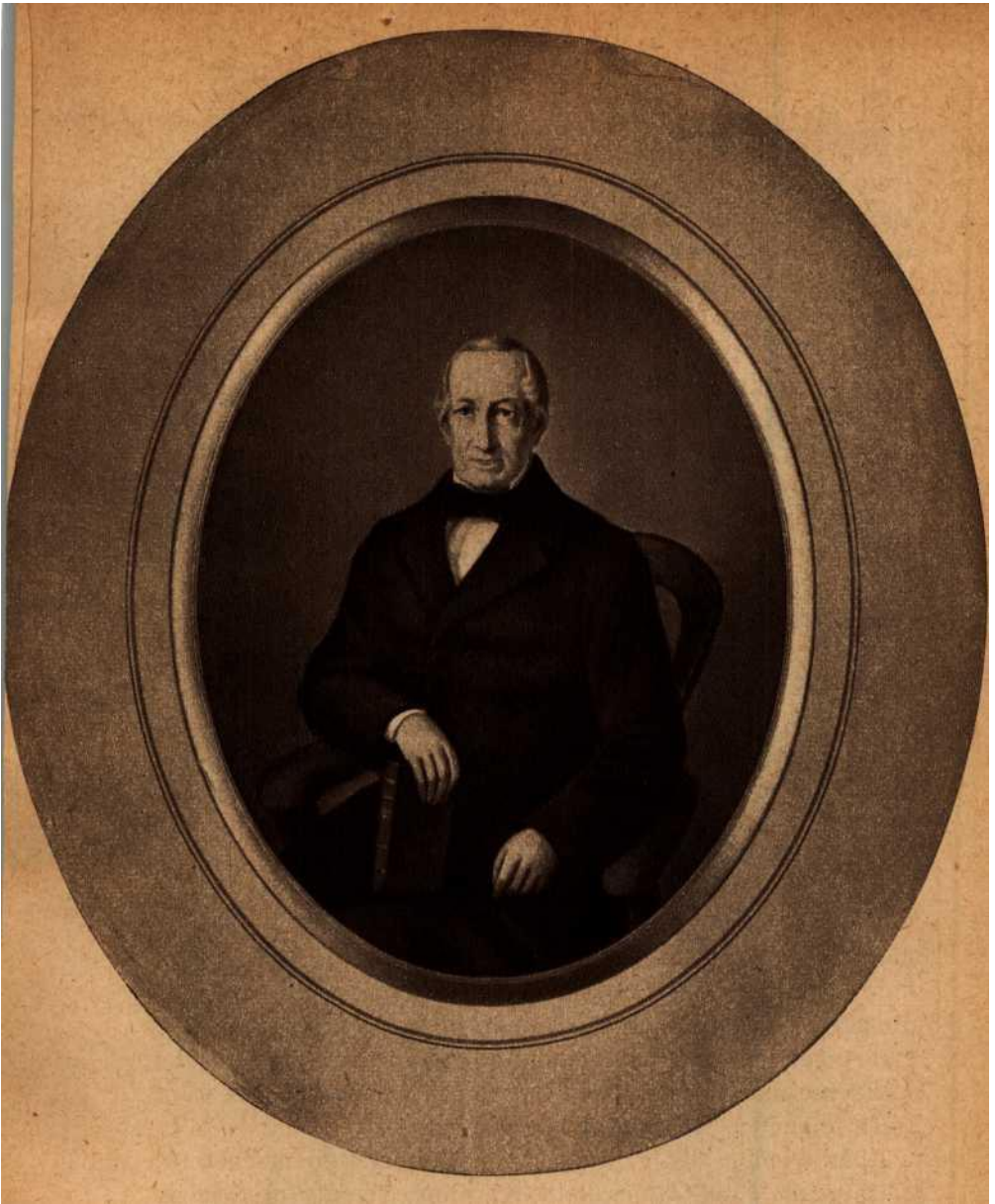
Wär' er doch Kaufmann geworden, wie's der Vater gewollt; hätt' er doch eine reiche Frau genommen, wie's einem armen Hauptmann zusteht...

Nein – Theodor Karl hat sich niemals wirklich Vorschriften machen lassen, ein guter Schuss Rebellenblut rollt in seinen Adern und Sehnsucht nach Weite, Ferne und Abwechslung. Als junger Bursch ist er, der Sohn des angesehenen «Wund- und Geburtsarztes» Anton Josef Körner aus Kratzau in der Reichenberger Gegend, bei Nacht und Nebel durchgegangen. Kaufmann sollte er lernen, Tag um Tag hinter dem Ladentisch stehen und Pfeffer einwiegen. Oder Wollzeug mit der Elle messen. Das behagte ihm nicht, und er liess die Klatschmäuler der kleinen Stadt reden was immer sie wollten: er



Die Grossmutter, Theresia, entstammt äusserst bescheidenen Verhältnissen

ging zum Militär. Intelligent und strebsam wie er ist, wird er – trotz mancher kleinerer und grösserer Zusammenstösse mit Vorgesetzten, die ihm an die Ehre wollen – nach geraumer Zeit gar Leutnant, zeichnet sich in



Grossvater Dr. Anton Josef Körner, Erfinder der «Körner-Zugsalbe»

drei Feldzügen, 1848, 1859 und 1866, aus und erhält 1871 das Hauptmannspatent.

Da fährt er heim in seine Vaterstadt und kann sich sehen lassen bei seinen zwölf Geschwistern, deren jüngstes er ist (nur ein Mädchen befindet sich darunter), kann sich sehen lassen vor seinem hochgelehrten Bruder Moritz, der demaleinst Primarius des Allgemeinen Krankenhauses in Graz werden soll. Auch er hat dem Namen Körner alle Ehre gemacht.

Es ist ein guter Name in der Gegend, selbst wenn man nicht genau weiss, ob er mit dem berühmten Freiheitsdichter in Zusammenhang zu bringen ist. Jedenfalls gab es einmal einen Feldscher Karl Gottlieb Körner, der aus dem Sächsischen zugewandert ist und der wiederholt von seinem Herrn «Vetter» Körner erzählt, dem Vater des bis dahin berühmtesten Theodor aus dem Geschlecht der Körner. Der Feldscher hatte einen Sohn, eben jenen «Wund- und Geburtscarzt» Anton Josef, dessen dreizehntes Kind der Hauptmann Theodor Karl war. Wohlbekannt und hochgeehrt ist der Wund- und Geburtscarzt Anton Josef, ein schöner Mann, und ein gelehrter obendrein. Verdankt ihm doch die Menschheit die berühmte Körner-Zugsalbe, die jedem Kind zwischen Dresden, Prag und Wien für lange Jahrzehnte ein Begriff wird. Und ist er doch hilfsbereit wie nur einer, scheut sich nicht, lange Wege zu machen, um einem kranken Kind zu helfen oder einer fiebernden Kuh – denn der Herr Doktor ist ein guter Arzt für Mensch wie für Vieh.

Diesem seinem Vater hat also Theodor Karl alle Ehre gemacht; und nun, da er, ein ruhmbedeckter Krieger, heimkehrt, wäre es an der Zeit, ein reiches Mädchen zu ehelichen; die Kautions, die Offiziersfrauen in dieser «guten alten Zeit» einbringen müssen, ist hoch, und Hauptmann Körner hat nur seine sehr bescheidene Gage in die Waagschale des künftigen ehelichen Glückes zu werfen.

Aber wieder lässt er sich keine Vorschriften machen: Er heiratet die Frau, die er liebt, Karoline, Tochter des kleinen Gastwirts Fousek. Ein schönes und tüchtiges Mädchen, zwanzig Jahre jünger als er, und arm wie eine Kirchenmaus. Eine Hypothek, auf die Gastwirtschaft des Vaters aufgenommen, deckt die Kautions.

Diese Hypothek, jeden Monatsersten unbarmherzig und schier



*Karoline Körner, eine vorbildliche Frau und Mutter. Überdies eine wahre
Hexenmeisterin der Sparsamkeit!*

unersättlich Zirisen fordernd, wird lebensbestimmend für die kleine Familie des Hauptmanns. Theodor Karl Körner wird niemals an den glanzvollen Passionen seiner Standesgenossen teilhaben; Karoline, die junge, schöne, keiner der in kostbare Toiletten gekleideten Offiziersfrauen ähneln. Ihre Hände werden rot und abgearbeitet sein, der Kopf wird ihr schmerzen vom vielen Rechnen und Zählen, sie wird jeden Heller dreimal umdrehen müssen, ehe sie ihn schweren Herzens ausgibt.

Die Hypothek auf die Gastwirtschaft des Leopold Fousek mit ihren mörderischen Zinsen wird letzten Endes aber auch Charakter und Schicksal der drei Kinder des Hauptmanns formen, deren ältestes, ein Mädchen namens Rosa Antonia, 1872 in der kleinen Wohnung zu Uj Szönyi geboren wird. Knappe zehn Monate später, am 24. April 1873, gesellt sich ein Bruder hinzu; er – noch ahnt niemand, zu welcher Grösse er emporsteigeh wird – soll, wie der Vater, Theodor heissen. Ein dritter Esser, Richard, erblickt im darauffolgenden Jahr, nun schon in Josefstadt, der neuen Garnison des Hauptmanns Körner, das Licht der Welt.

HAUPTMANN KÖRNER WIRD PENSIONIERT

Rosa ist bereits ein halbwegs verständiges kleines Mädchen von vier Jahren, Theodor soeben dem schrecklichen Krabbelalter entwachsen, Richard ein dummes kleines Baby, als das Unglück geschieht: der Vater stürzt innerhalb ganz kurzer Zeit zweimal vom Pferd und trägt eine Reihe ernstlicher Verletzungen davon. Lange liegt er im Spital, eine schwere Gehirnerschütterung macht ihm für Wochen das blossе Dasein zur Qual. Am Ende einer endlos scheidenden Siechenzeit sind die Würfel gefallen: Hauptmann Theodor Karl Körner kann nicht mehr aktiv bleiben; er ist dienstuntauglich; noch nicht fünfzigjährig pensionsreif!

Die glänzende Armut des unbemittelten Offiziers, der immerhin auf Beförderung und damit verbundene Gageerhöhung hoffen kann, verwandelt sich in die aussichtslose des Pensionistén.

Die Garnison, zweite Heimat jedes echten Soldaten und Solda-

tenkindes, wird zur feindseligen Fremde. Familie Körner schnürt ihr Bündel und übersiedelt schweren Herzens dorthin, von wo sie einst voller Hoffnungen wegzog; nach Kratzau, dem wohlhabenden kleinen Städtchen im Zentrum einer blühenden Tuch- und Schafwollindustrie. Die Landschaft ist reizvoll im Tal der Neisse, am Fusse des waldigen Lausitzer Gebirges – mit einem Wort, das freundliche kleine Kratzau scheint wie geschaffen für das behagliche Leben eines Ruheständlers.

Das Dasein eines pensionierten Hauptmanns ist aber in der «guten alten Zeit» alles andere denn beschaulich und behaglich. Denn man wohnt nicht in der Stadt, man hat keinen grossartigen gesellschaftlichen Verkehr mit gleichgesinnten Bürgern und wohlhabenden Fabrikanten. Man logiert ein gut Stück weg von den prächtigen Patriezierhäusern, schon fast auf dem Lande, dort, wo es billige Zinswohnungen gibt. Kretscham heisst dieses Arbeiterviertel, und die feinen Leute kommen nicht gern nach Kretscham.

Für die Kinder allerdings ist es ein Paradies: weite Wiesen und Felder ringsum. Herrlichste Jahre des Ausgelassenseins, des wilden Umhertollens, des fern von allem Zwang und jeder Etikette Sichentwickelndürfens. Wiese und Feld werden den dreien zur Kinderstube, drei uralte, riesengrosse Linden, die unmittelbar vor dem Hause wachsen, zur Burg, zum Märchenschloss.

Was kümmert es sie, dass sie keine «standesgemässe» Gesellschaft gleichaltriger Kinder haben? Sie spüren es kaum, dass die karge Kost vom mütterlichen Herd verzweifelte Ähnlichkeit mit der Armeleuteküche hat. Sie bringen von ihren Streifzügen stets gesunden Hunger heim, und, dem von keinerlei Hemmungen belasteten Erhaltungstrieb der Kinder folgend, fassen sie auch dann tüchtig zu, wenn die Mutter sorgenvoll auf die sich mit Windeseile leerenden Schüsseln blickt. Die Körner-Kinder besitzen weder elegante Kleider noch exquisite Schuhe, kein raffiniertes Spielzeug, keine teuren Bilderbücher. Aber sie haben gesunde und gestählte Körper.

Und sie haben – einander. Von den kleinen, zwischen Geschwi-

stern üblichen Streitereien abgesehen, hängen sie mit grosser Liebe aneinander; kein Geheimnis, das nicht allen dreien gemein wäre, keine Freude, die sie nicht teilten, aber auch keine Strafe.

DREI KINDER – DREI CHARAKTERE

Bei aller Liebe und Gleichartigkeit: schon in diesen verspielten Kretschamer Jahren zeichnen sich drei grundverschiedene Charaktere ab. Theodor, der ältere der beiden Brüder, ist zugleich auch der Bedächtigere. Er pflegt genau zu überlegen was er tut, um dann meist die unangenehmere, aber klügere Alternative zu ergreifen. Ganz anders Richard. Er ist der Draufgänger, der nicht viel fragt und überlegt und der, wenn es sein muss, fünf gerade sein lässt.

Auch rein äusserlich unterscheiden sich die Brüder wie Tag und Nacht. Theodor hat die Statur des Vaters, die kräftigere, die mit beiden Beinen unverrückbar auf der Erde steht. Der runde Schädel mit dem sehr feinen, blonden Haar auf dem festen Nacken verrät die Abkunft von Menschen der Tat und der Charakterfestigkeit. Er ist ruhig in seinen Gebärden und seine hellen Blicke scheint er manchmal erst aus dem Grund der Seele hervorzuholen. Richard hingegen, ein ausgesprochen schönes Kind, mit dunklem Haar und von biegsamem Wuchs, ist schon als Knabe der Prototyp des eleganten Offiziers. Sein voller, roter Mund ist der eines Charmeurs, seine klugen Augen sprühen Feuer und Temperament.

Rosa schliesslich, die dritte im Kleeblatt, heiter, aufgeschlossen und hilfsbereit, als kleines Mädchen schon fraulich, beiden Brüdern gleichermaßen verbunden, ist das ideale Bindeglied zwischen den so diametral gegensätzlichen Charakteren. Ihrer mütterlichen Behutsamkeit mag es zu verdanken sein, dass sich die beiden Brüder von klein auf zueinander und nicht auseinanderentwickelten.

In den wildesten Spielen der ersten Kinderzeit dokumentieren sich die drei Tempéramente. Richard schlägt munter drauflos, Theodor bremst, und Rosa vermittelt. Wenn es etwa darum geht, aus Nachbars Garten Äpfel zu stehlen, sträubt sich Theodor dage-



Hauptmann Körner mit seiner Familie, kurz vor der Pensionierung.
Der kleine Theodor sitzt neben dem Vater

gen, obwohl er den raren Leckerbissen genau so heiss begehrt wie die Geschwister. Er ist aber keinesfalls ein Spassverderber, und die Strafe nimmt er gleichmütig wie die anderen entgegen.

BERUFSWUNSCH: BAUMEISTER

Die Kratzauer Volksschule bedeutet für die drei aufgeschlossenen Kinder nicht viel mehr als eine Fortsetzung ihrer Spiele: sie vermögen sich die Elementarkenntnisse wie im Fluge anzueignen. Rosa und Richard stehen auch nicht an, sich dieser mühelosen und vergnüglichen Lernmethode zu bedienen. Anders Theodor. Obwohl zweifelsohne der begabteste von den dreien, genügt es ihm nicht, die Aufgaben einfach zu können. Der Abc-Schütze strebt danach, alles, und zwar ganz gründlich, zu wissen. Wenn die beiden anderen, kaum dass die Aufgaben erledigt sind, die Schulsachen wieder wegpacken, sieht Theodor zwei- und dreimal durch, was er geschrieben hat, liest ein drittes und viertes Mal die Lesebuchstelle, lernt mit konzentrierter Aufmerksamkeit auswendig.

Rosa und Richard sind Klassenerste, weil sie die Intelligentesten sind.

Theodor ist Primus, weil er am intelligentesten ist Und am meisten weiss. Er ist ein Vorzugsschüler, ohne Streber zu sein, einfach einem tiefen Wissensdurst folgend und weil es ihm innerstes Bedürfnis ist, die einmal gestellte Aufgabe in der bestmöglichen Form zu lösen. Anerkennung des Lehrers und Achtung der Mitschüler lassen ihn ziemlich kalt. Seine höchste Freude hat er daran, weniger erfolgreichen Kollegen an die Hand zu gehen, wobei es ihm ein besonderes Vergnügen macht, seinem Bruder Richard (der es mit dem Lernen nicht allzu ernst nimmt) aus mancher Klemme herauszuhelfen.

Die Kratzauer Volksschule besuchen drei Kinder, die in jeder Hinsicht weit über dem Kratzauer Durchschnitt stehen; ihr Niveau liegt turmhoch über dem einer verschlafenen und wohlhabenden Kleinstadt. Möglicherweise ist diese Tatsache auf das rastlose Blut des Vaters und das des klugen Arzt-Grossvaters zurückzu-

führen. Vielleicht auch liegt es daran, dass die Eltern, die einander, allen materiellen Schwierigkeiten zum Trotz, in herzlicher Liebe zugeht sind, ein solch grosser Altersunterschied scheidet. Nicht wenige Beispiele kennt die Geschichte, dass aus Ehen zwischen jungen Frauen und bedeutend älteren Männern besonders begabte, ja zuweilen geniale Kinder hervorgingen. Goethes Vater war um 21 Jahre älter als die Frau Rat, Schopenhauers Eltern trennten 20 Jahre, Händels Vater und Mutter 29 und Albrecht Dürers 25. Humboldt, Wieland, Kleist, Zola, Liszt und Puccini entsprangen ähnlichen Verbindungen.

Nicht allzusehr vermögen die Eltern Körner das Glück an den sich prächtig entwickelnden Kindern zu geniessen. Mit jedem Tag, den die drei älter werden, wächst die Sorge um die Herbeischaffung von Nahrung und Kleidung, überschattet vom Moloch Hypothek. Die Armut hat den letzten Rest ihres Glanzes eingebüsst und ist zum nackten Kampf ums Dasein geworden.

Theodor, zehnjährig, wird gefragt, was er gerne werden möchte. Ohne zu zögern antwortet er: «Baumeister».

Historiker werden dereinst vielleicht den Vergleich zwischen diesem Ausspruch und der konstruktiven Tätigkeit des späteren Bürgermeisters und Bundespräsidenten anstellen. Tatsache jedenfalls ist, dass der Knabenwunsch, heiss gehegt und mit allem Enthusiasmus der jugendlichen Phantasie ausgesponnen, ohne weiteres Bedauern begraben wird, als sich herausstellt, dass die wirtschaftliche Situation der Eltern dem Studium auch nur eines Kindes nicht gewachsen ist.

DAS «JANTSCHARENSYSTEM»

Vielleicht aber ist Theodor schon derart an den Zwang der Verhältnisse gewöhnt und, wenn auch unbewusst, davon überzeugt, dass es gilt, sich gegebenenfalls einem unwiderlegbaren Muss zu beugen, und dass in gewissen Situationen jeder Widerstand unnötig vergeudete Kraft bedeutet.

Ein Jahr lang hat er die Realschule im nahegelegenen Reichenberg besucht, als Bruder Richard Aufnahme in einer Militärunter-

realschule findet. Von der Bezahlung des Schulgeldes wird er dispensiert.

Das Ansuchen, nun auch Theodor einen Freiplatz in der gleichen Schule zu gewähren, wird abgelehnt. Bis zum vierzehnten Jahr also wird er eine zivile Schule besuchen müssen, ehe er den streng vorgezeichneten Weg des zukünftigen Offiziers einschlägt. Es ist, das weiss man, ein dorniger Weg, aber bei einigem Fleiss auch ein ehrenvoller. Und obendrein ein billiger. Für jedes Jahr kostenloser Ausbildung wird der Offizier dermaleinst ein Jahr länger dienen müssen. Es wird ihm, im wahrsten Sinne des Wortes, nichts geschenkt. «Janitscharensystem» nennt es dann der spätere Bundespräsident Körner. Und lächelt dazu ...

1884 – soeben traf die Nachricht ein, dass Theodor vorläufig keinen Freiplatz erhält – entschliesst sich der pensionierte Hauptmann Körner nach Wien zu übersiedeln und im Finanzministerium in der Hiinmelpfortgasse die Stelle eines Diurnisten anzunehmen. Hinter diesem hochtrabenden Titel verbirgt sich der Posten eines kleinen Kanzleiangestellten, der schlecht genug bezahlt ist. Viele Jahre nun wird der pensionierte Hauptmann Akt um Akt mit seiner schönen, geraden Handschrift füllen. Viele Jahre, bis knapp vor seinem Tode.

Mit staunenden Augen stehen in diesem Herbst 1884 zwei Kinder auf dem russigen, hässlichen Nordwestbahnhof. Diese Augen, in denen noch ein Abglanz von der Weite der Kretschamer Wiesen und von der Unendlichkeit des Himmels ist, blicken ratlos auf abscheuliche Zinskasernen und schwarze Schornsteine.

DIE «HERRLICHE KAISERSTADT...»

Das ist sie also, die herrliche Kaiserstadt Wien?

Die herrliche Kaiserstadt Wien empfängt die kleine Familie Körner durch eine Hintertür und lässt sie auch im Hinterzimmer wohnen, gleich neben dem Nordwestbahnhof. Hintertür und Hinterzimmer, wie sich's für solche Leute gehört, die der herrlichen Kaiserstadt Wien zuwandern, um die karge Pension zu strecken.



Das letzte Bild der Eltern Körners. Der Hauptmann und nachmalige Diurnist stirbt dreiundneunzigjährig – frisch und rüstig bis zur letzten Stunde – 1917 in Wien. Seine Frau folgt ihm zehn Jahre später ins Grab

Wenig später übersiedelt man dann auf die Erdberger Lände, die sich in ihrer Trostlosigkeit durch nichts von der Leopoldstadt unterscheidet. Hier wie dort zahlt man aber nur geringen Zins.

Eng ist die Wohnung und ein wenig dunkel, angefüllt mit «altmodischen» Möbeln – wer hat in diesen Jahren noch Biedermeiermöbel in seiner Stube stehen? Doch nur der arme Schlucker, der sich die «moderne» Pracht des Makartstils nicht leisten kann. In den beiden Zimmern der Körners erinnern helle Kirschholzsessel, glitzernde Vitrinen aus der glücklichen Zeit des wohlhabenden Grossvaters täglich daran, wie sehr man sich heute einschränken muss.

Dennoch und trotz allem: Theodor besucht die nahegelegene Realschule; ein tüchtiger kleiner Bursche, obwohl ein «Zuagraster», und als solcher zunächst mit scheelen Augen angesehen, binnen Jahresfrist der besten und beliebtesten einer. Aufmerksam, wissbegierig, hilfsbereit.

Sein Zeugnis weist, eine Rarität in diesen Jahren strengster

Schulklassifikation, nur «sehr gute» Lernerfolge auf und jedesmal, wenn am Jahresende die Schülerlisten gedruckt werden, erscheint beim Buchstaben **K** ein Name in Fettdruck.

Körner Wjeobor

Das heisst, dass sich der Schüler Körner Theodor durch Fleiss, gutes Betragen und Kameradschaftlichkeit in höchstem Masse ausgezeichnet hat. Das heisst, dass ihm seine Lehrer wohlwollen und die Mitschüler ihn schätzen.

Der fettgedruckte Name in einem an sich belanglosen Schülerverzeichnis steht am Beginn einer Karriere, auf deren Höhepunkt die gleichen Worte in meterhohen Buchstaben hell beleuchtete Häuserwände schmücken werden ...

DER «GEMEINE» KÖRNER

Denkt jemand an Ruhm? An das grelle Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit?

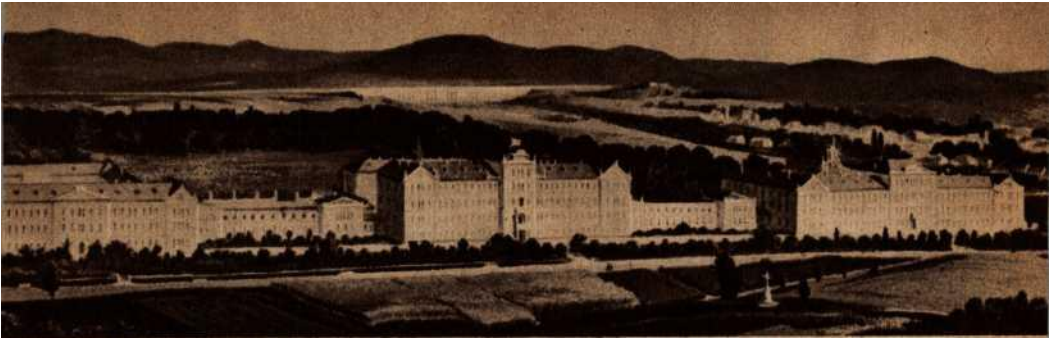
Der Militäroberrealschüler Theodor Körner – denn das ist er nun nach absolvierter Unterrealschule – gewiss nicht. Schüler unter Schülern, Soldat unter Soldaten, Nummer unter Nummern.

In Mährisch-Weisskirchen an der Becwa befindet sich die Schule, zwischen Prerau und Neutitschein, Inbegriff des tiefsten Mähren. Stets etwas belächelt drunten in Wien; hochgeschätzt aber ob seiner wirtschaftlichen Kapazität.

Was wissen die jungen Zöglinge schon davon? Nichts; ihre Schule, der langgestreckte, nüchterne Bau, könnte sich ebenso auf dem Mond befinden oder überhaupt in einem luftleeren Raum, in einer zeitlosen Zeit, die um sechs Uhr morgens beginnt und um neun Uhr abends endet. Zwischen Drill und Büffeln und Gehorchen – nach einem uralten, an Generationen von Militärschülern erprobten Reglement.

Manche haben Heimweh im grossen Saal, in dem die ganze Klasse schläft, und heulen dann verstohlen unter die haarige Decke. Manche aber maulen und schneiden Grimassen in der Kälte des zugigen Hofes oder über dem nicht gerade üppigen Mittagstisch.

Der Zögling Körner steht dem Weinen der einen und dem Maulen der anderen verständnislos gegenüber. Er ist den Zwang beengter Verhältnisse gewöhnt; sein Daheim ist eine muffige Zinshauswohnung und er weiss, dass es für die geliebten Eltern eine grosse finanzielle Erleichterung bedeutet, wenn er hier sein darf. Warum also Heimweh? Der Wind hat in Kretscham manchmal ganz anders



Die Militäroberrealschule in Mährisch-Weiskirchen

über die herbstlichen Felder und durch die dünnen Kleider geblasen und die Kost gleicht fast aufs Haar der seit eh und je gewöhnten ...

Nein, für den Zögling Körner besteht kein Grund, mit den Zuständen unzufrieden zu sein. Die Militäroberrealschule ist zugleich eine Schule des Gleichmutes für ihn – jenes Gleichmutes, der ihm zur zweiten Natur werden soll und der ihm auch die kompliziertesten Situationen in seinem weiteren Leben wird meistern helfen.

Solange alles den gerechten und vorgeschriebenen Gang geht, ist Körner keineswegs aus der Ruhe zu bringen. Einer Ruhe übrigens, die sich auf höchst wunderbare Weise auch auf die Kameraden zu übertragen pflegt. Wenn einer der Mitschüler mit allen Anzeichen grösster seelischer Erschütterung über eine Lappalie sich aufregt, dann hört Körner schweigsam zu. Dann sagt er: «Na und ... ?» Und schaut dabei ein wenig überlegen.

Nur eines verträgt der Zögling Körner unter keinen Umständen: Schikane und Ungerechtigkeit. Was sein muss – schön. Aber was nicht sein muss – da regen sich Gerechtigkeitssinn und Oppositionsgeist.

An einem Sonntag ist es, und die Schüler machen sich bereit zum «Viehtrieb» – dem sonntäglichen Spaziergang in Reih und Glied, dem die Mährisch-Weiskirchner diese durchaus trüfende, aber nicht eben sehr freundliche Bezeichnung gegeben haben. Ein Korporal führt die Klasse an, der sich schon manchen Vergehens wider

die bessere Einsicht schuldig gemacht hat und der darum der meist-gehasste Vorgesetzte der ganzen Schule ist.

Die Herde verlässt, vorschrittmässig in Zweierreihen, das Gebäude. Vielleicht geht es heute der Becwa entlang? Oder gar hinein in den Ort?

«Nach Drahoditsch», kommandiert der Korporal.

Drahoditsch? Das bedeutet zwei Stunden auf einer öden, langweiligen Landstrasse im Staub marschieren. Drahoditsch bedeutet, um die Freude der Woche, um die karge «Sensation» des Sonntagnachmittags gebracht werden. Ein leises Murren erhebt sich.

«Werds ihr wohl? Mir gehn nach Drahoditsch!» donnert der Gewaltige.

Also gut. Mit gesenkten Köpfen trotten sie hinter ihm her. Zehn Minuten, zwanzig, dreissig, auf der gottverlassenen Chaussee. Und dann machen sie, wie auf ein geheimes Kommando, kehrt. Drehen einfach um und traben stumm zurück. Lassen ihren Korporal schreien und brüllen und toben.

Grosses Strafgericht.

«Wer hat euch angestiftet? Wie kamt ihr auf die Idee? Körner, was hast du zu sagen?»

KÖRNER SCHWEIGT

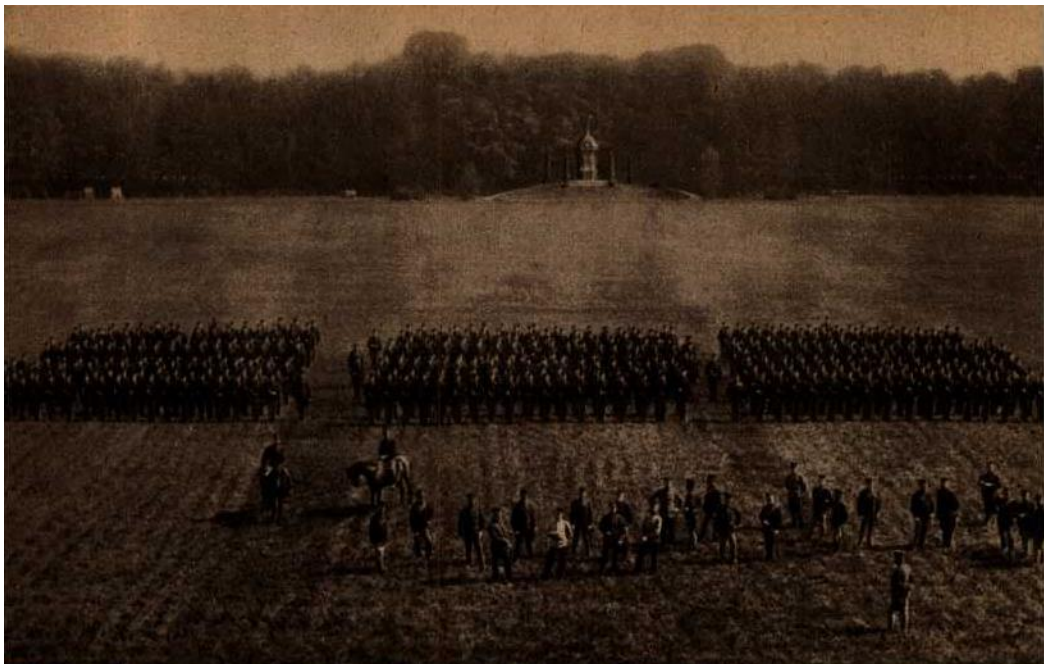
Hell und klar, mit dem Blick, der später einmal Untergebenen wie Vorgesetzten gleichermaßen unbehaglich sein wird, sieht er die Lehrer an. Und schweigt. Schliesslich wandert er, zusammen mit einem Kameraden, für vier Tage in den Karzer. Die beiden Klassenersten sollen sich überlegen, was sie hätten tun können, um diese un-er-hörte Rebellion wider Zucht und Ordnung zu verhindern.

Es ist heute nicht mehr genau festzustellen, worüber die beiden tatsächlich nachgedacht haben: «gebessert» in dem von der Obrigkeit geforderten Sinn hat der Klassenerste Körner sich jedenfalls nicht. Engstirnigkeit, Sekkatur und Kleinlichkeit wird er stets mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unnachsichtig verfolgen.

Diese kleine Episode, so bedeutungsvoll für den einen Schüler, so



„Zogling Körner“, nicht nur Vorzugsschüler, sondern auch hervorragender Turner, steht in der Mitte und hält das ganze Gebäude zusammen



Parade in Mährisch-Weisskirchen

rasch von den anderen vergessen, hindert nicht daran, dass Körner 1891 mit Glanz seine Abschlussprüfungen besteht und mit Glanz die Aufnahmeprüfung in die Technische Militärakademie in Wien.

Von Prinz Eugen im Jahre 1717 gegründet, blickt diese militärische Hochschule auf eine bedeutend ältere Tradition als die Wiener-Neustädter Akademie zurück. Die Anstalt, deren «Genieabteilung» Theodor Körner nun für drei Jahre besucht – er wird hier zum Pionierdienst ausgebildet –, befindet sich im «Stiftstrakt» der Stiftskaserne, in dem später das Kriegsarchiv untergebracht werden wird. Der junge Militärakademiker – übrigens um nichts weniger kaserniert als in Mährisch-Weisskirchen – erhält seine umfassende militärische Ausbildung in eben jenen Räumen, die dem pensionierten und von der Polizei mit scheelen Blicken angesehenen General der einst eine zweite und höchst bedeutungsvolle Heimat werden sollen.

Doch diese Zeit ist weit. Im Wesentlichen noch unbelastet von der Bürde, die allzu gründliches Wissen um das Wesen der Dinge mit sich bringt, absolviert der Militärakademiker Körner sein vorgeschriebenes Pensum, um am 18. August 1894, dem Geburtstag des Kaisers Franz Josef I., mit der Rangnummer 1 ausgemustert zu werden.

Als bestem Schüler seines Jahrganges steht ihm das Recht zu, jene Garnison vorzuschlagen, in der er am liebsten dienen möchte. Leutnant Körner entscheidet sich für Klosterneuburg. Was nun durchaus nicht heisst, dass er das Ziel seiner Wünsche erreichen wird. Denn die Wege der vorgesetzten Behörden sind damals wie heute wunderlich und unberechenbar. Das Wunder geschieht, er wird tatsächlich zum Pionier-Bataillon Nr. 5, das in Klosterneuburg stationiert ist, ausgemustert.

Ein Wunsch ist es vor allem, der den jungen Leutnant bewegt, sich diese naheliegende Garnison zu wählen: er möchte in der Nähe der Eltern sein, um, wie er sich auszudrücken pflegt, gelegentlich nach dem Rechten zu sehen. Er bezieht in der Klosterneuburger Pionierkaserne, im Mitteltrakt, der den Offizierswohnungen vorbehalten ist, ein kleines Zimmer und widmet sich mit dem ganzen Elan seiner zwanzig Jahre dem Dienst.

JUNGER OFFIZIER OHNE «STOLZ»

Zum ersten Male ist nun, da er sich in einem grösseren Wirkungskreis entfalten darf, jener Charakterzug bemerkbar, der ihn wesentlich von seinen Kameraden unterscheidet: der Leutnant, der in den zwanzig Jahren seines bisherigen Lebens nichts anderes kannte als ein Gehorchenmüssen und der sich immer irgendeinem Zwang beugen musste, dem Zwang beengter familiärer Verhältnisse oder dem Zwang strenger militärischer Disziplin, dieser blutjunge Offizier mit dem rosigen Kindergesicht ist zuerst Mensch und dann Soldat. Nie wird er einen Untergebenen unnötigerweise abkanzeln und anherrschen, die Gedanken und Gefühle des einfachen «Wuckel» werden ihm ebenso heilig sein wie die eines adeligen Kameraden. Er kennt nicht den gefürchteten «Stolz» des Offiziers; ohne herablas-

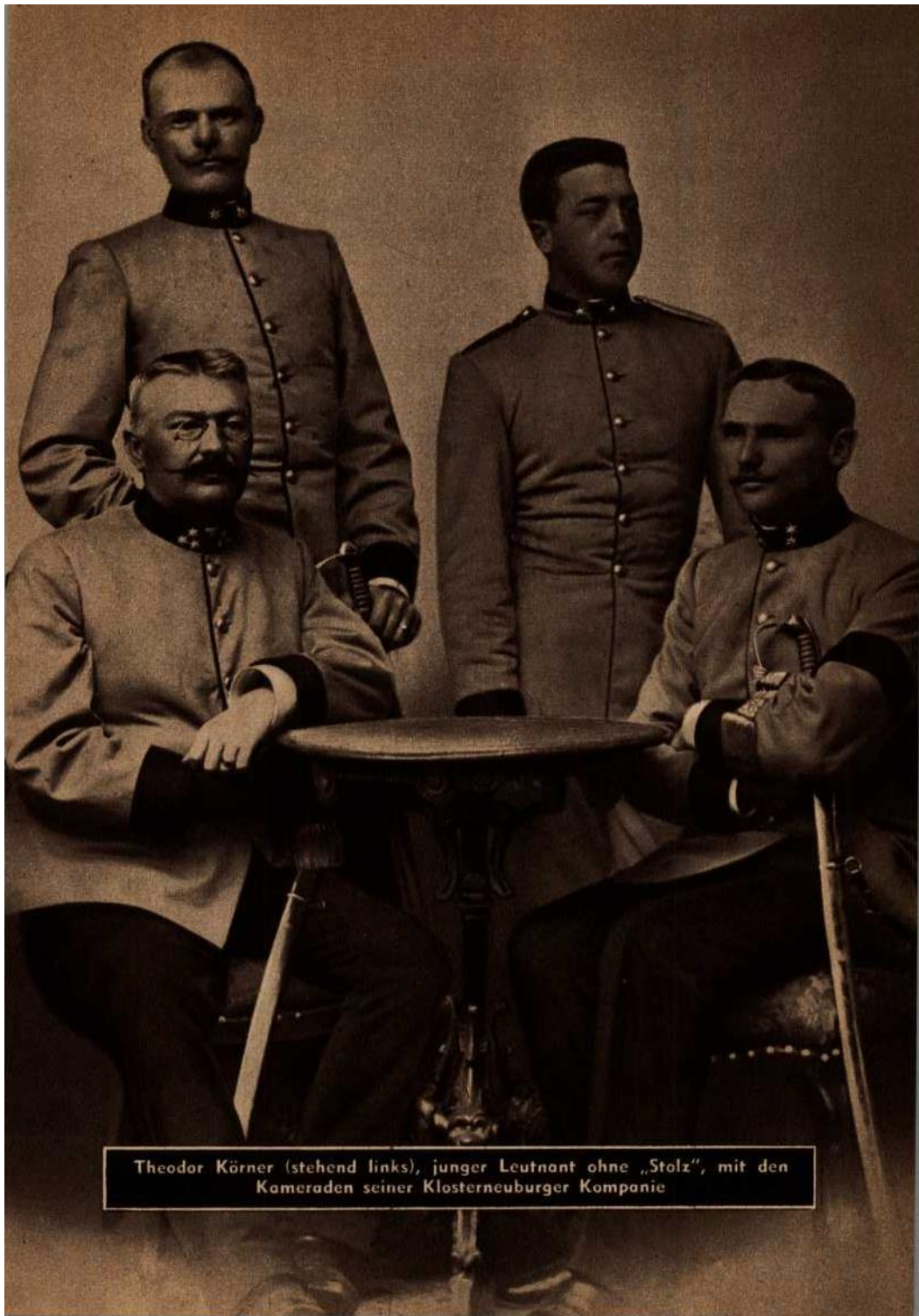
send zu sein oder «leutselig» im Sinne von Schullesebüchern der achtziger Jahre, bringt er ein für seine Jugend und seine Erziehung erstaunliches Mass von Verständnis und Einfühlungsvermögen seiner Umgebung gegenüber auf.

Es wäre durchaus verständlich gewesen, wenn dieser Jüngling, Kreisen entstammend, die den Offiziersstand bei aller materiellen Beschränkung als einen privilegierten empfinden, jetzt auf diese Privilegien pochte. Es wäre durchaus verständlich, wenn er, der bis jetzt scharf angepackt wurde, nun selbst ein scharfer Vorgesetzter würde. – Es wäre durchaus verständlich, denn er ist noch sehr jung.

Dass dies, zum Unterschied von seinen Kameraden, bei ihm nicht der Fall ist, mag darauf zurückzuführen sein, dass er die wichtigsten Jahre seiner Kindheit nicht in der sterilen Abgeschlossenheit seiner Kreise verbracht hat, sondern in Kretscham, wo es die billigen Wohnungen gibt. Er hat dort, unbewusst noch, aber doch mit der Wachsamkeit des intelligenten Kindes, erfahren, dass die Armut des pensionierten Offiziers sich durch nichts, aber auch durch gar nichts, von der schlechtbezahlter Tucharbeiter unterscheidet. Und dass die Sorgen überall die gleichen sind. Dass folglich höchstwahrscheinlich auch die Menschen die gleichen sein müssen...

Leutnant Körner verrichtet jede, auch die schmutzigste Arbeit des Pionierdienstes selbst mit: er will wissen, was er von seinen Leuten verlangen kann und darf. Denn so, wie er von sich optimale Arbeitsleistung verlangt, so selbstverständlich erwartet er sie auch von seinen Untergebenen. Daraus ergibt sich auch jene seltsame Mischung von Güte und Strenge, die ihn von seiner Umgebung gleichermassen lieben und verehren wie fürchten lässt. Kameraden und Untergebene fühlen sich in seiner Gesellschaft wohl, wenn sie ein reines Gewissen haben – sie machen einen grossen Bogen um ihn, wenn dem nicht so ist.

Das führt so weit, dass später im Weltkrieg Vorgesetzte des Obersten Körner, die aus Feindesland Päckchen nach Hause schicken lassen, zu ihren Burschen sagen: «Aber lassen Sie sich



Theodor Körner (stehend links), junger Leutnant ohne „Stolz“, mit den Kameraden seiner Klosterneuburger Kompanie

um Gottes willen nicht vom Körner erwischen – der macht einen furchtbaren Wirbel, wenn er drauf kommt, dass wir etwas heimschicken ..

Bis in die späten Abendstunden arbeitet Leutnant Körner an seiner Weiterbildung, besonders nachdem er sich um die Aufnahme in die Kriegsschule beworben, das heisst also für die Laufbahn des Generalstäblers entschieden hat. Bewerbung in die Kriegsschule bedeutet, dass man eine erstklassige Beschreibung seines Kommandanten haben muss; dass man, von dem Augenblick an, da man das Gesuch eingereicht hat, unter ständiger Kontrolle des Generals steht; dass man eine strenge Vorprüfung und eine noch strengere Hauptprüfung wird ablegen müssen. Das bedeutet schliesslich und endlich, dass man auf sein Privatleben so gut wie ganz verzichten muss.

Es ist ohnehin spärlich genug, das Privatleben: einmal im Monat eine Sonntagsfahrt nach Wien zu den Eltern, umständlich mit der Eisenbahn und dann mit der Verbindungsbahn. Aber nicht allein die Zeit ist's, an der es mangelt, sondern auch das Geld. So heimlich wie möglich, aber dennoch merkbar fürs eigene Portefeuille, unterstützt der junge Leutnant seine Eltern. Das wenige, das er hat, wird solcherart noch weniger – die Leutnantszeit zur «würdigen» und folgerichtigen Fortsetzung der entbehrungsreichen Schuljahre.

DER ERSTE ORDEN

Ein stolzer Tag in diesem allein der Arbeit verschriebenen Abschnitt ist der 31. Dezember 1897, da im «Verordnungsblatt für das k. u. k. Heer Nr. 51» bei den «Personalangelegenheiten» unter dem Titel «Allerhöchste Entschliessungen» zu lesen ist, dass Seine k. u. k. Apostolische Majestät allergnädigst geruht habe, dem Leutnant Theodor Körner des Pionierbataillons Nr. 5 in Anerkennung für hervorragende Leistungen anlässlich des im Sommer 1897 stattgehabten Hochwassers das Militärverdienstkreuz III. Klasse zu verleihen ...

Eine Auszeichnung ganz besonderer Art für einen dreiundzwanzigjährigen Leutnant, notabene der Orden normalerweise in Friedenszeiten bestenfalls lang bewährten und hochverdienten Hauptleuten verliehen wird.

Die im Sommer 1897 «stattgehabte» Hochwasserkatastrophe war eine der schwersten, der sich die Monarchie entsinnen konnte. Nicht nur in den Kronländern lösten tagelange Regenfälle verheerende Überschwemmungen aus; auch in Wien, wo es an der Wende vom Juli zum August nicht weniger als 60 Stunden lang wolkenbruchartig regnete, mussten Dutzende Menschen ihr Leben lassen, waren tausende in Gefahr, wurden unermessliche Werte vernichtet.

UNTER LEBENSGEFAHR

Ähnliches wie später an der Liesing des Jahres 1950 spielt sich am Wienfluss ab, der in diesem Sommer gerade reguliert werden soll. «Aus der träg dahinfließenden Wien war ein Strom geworden, der sich in rasender Hochflut dahinwälzte und allerorten Schrecken und Verderbnis stiftete.. d.h. schreiben die Zeitungen am 1. August und vermögen nur andeutungsweise das ganze Ausmass der Katastrophe zu schildern. Denn nicht nur das Wasser bedroht Menschen und Häuser, sondern vor allem auch die Unmassen von Holzbohlen, die zur Pölung des Flussbettes bereitgelegt wurden und die jetzt von den Fluten mitgerissen werden, Brücken verstopfen, das Wasser auf die Strassen drängend.

Längst schon hat man die Pioniere der umliegenden Garnisonen zu Hilfe gerufen, längst schon arbeitet Leutnant Körner mit vier Mann beim sogenannten Gassteg in Sechshaus, wadet durch die entfesselten Wasser in die Häuser, schleppt Menschen heraus, rutscht, wird halb mitgerissen, rafft sich wieder auf und eilt ins nächste Haus.

Nachdem er alle nur mögliche Hilfe in seinem Abschnitt – angesichts sich senkender Strassendecken, stürzender Kaimauern und wankender Häuser – geleistet hat, übernimmt er den Befehl bei der Sprengung einer Brücke flussabwärts, wo sich das Holz zu haushohen Bergen aufgestaut hat. Vorsichtig, nur von einem zweiten Mann begleitet, arbeitet er sich Schritt für Schritt auf der schwankenden Brücke vor, seilt den Mann zum Holzberg ab, lässt eine Sprengladung anlegen und zieht sich wieder zurück. Wenige Minuten später

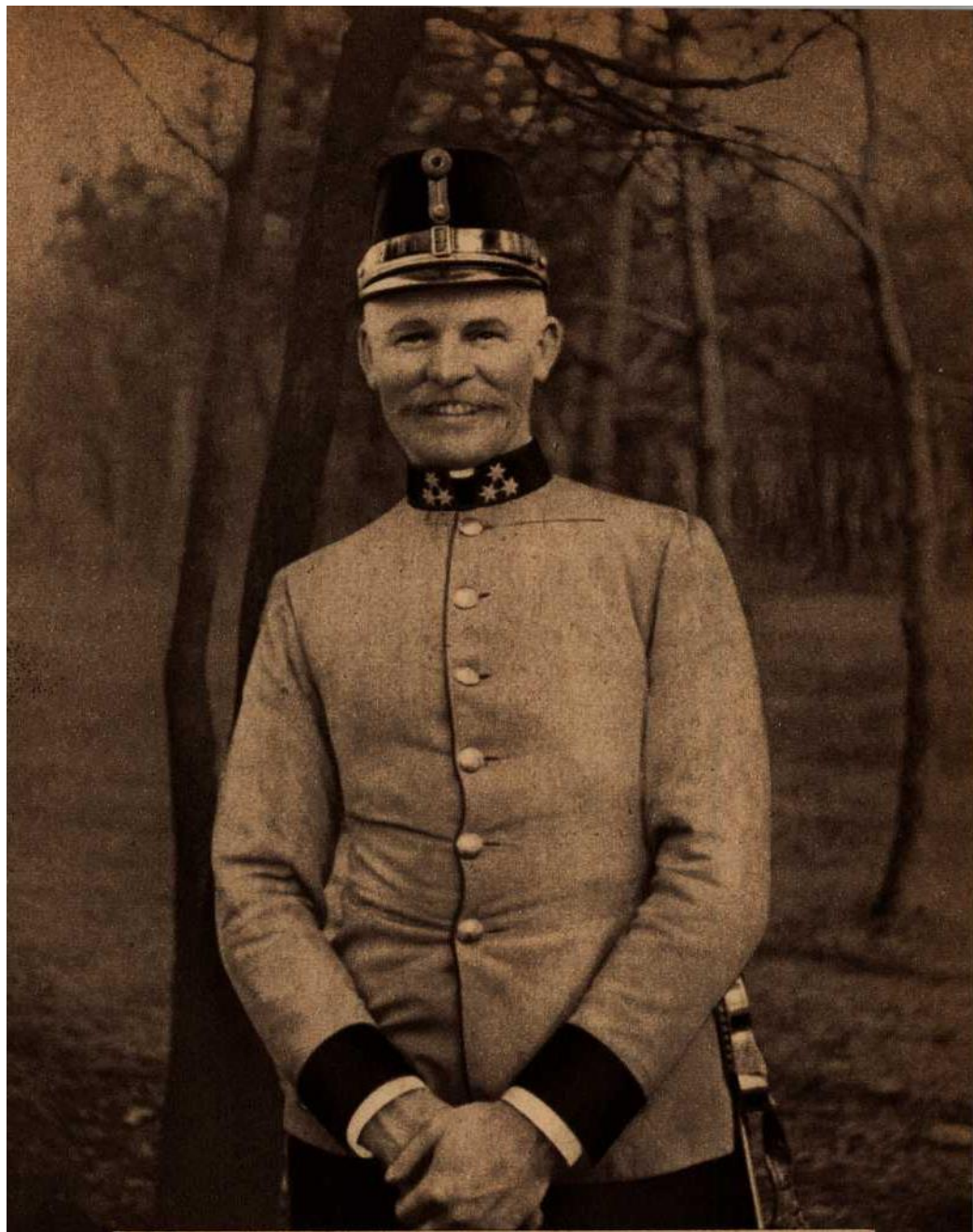
geht die Ladung hoch, Holz zersplittert, schäumendes Wasser findet seinen Weg – wer weiss, wieviel Menschen dadurch gerettet wurden.

Ein unter Lebensgefahr erworbener Orden schmückt die Brust des blutjungen Leutnants, als er in der Kriegsschule in der Wiener Dreihufeisengasse seinen Einzug hält. Er absolviert sie – wie könnte es anders sein bei diesem ewigen Vorzugsschüler des Lebens – mit «sehr gutem Erfolg» und wird dem Generalstab zugeteilt.

Mit «sehr gutem» Erfolg hat Körner – er ist mittlerweile Oberleutnant geworden – das für den Generalstäbler notwendige Wissen erworben, wie man aus seinen Papieren ersehen kann. Mit sehr gutem Erfolg hat er sich aber auch noch anderes Wissen und andere Erkenntnisse angeeignet, von denen keiner der Herren des Generalstabes etwas weiss.

Der Leutnant Körner hat nämlich viele freie Stunden, die andere Kameraden in lustiger Gesellschaft verbrachten, dazu benützt, um darüber nachzudenken, ob die Weisheit eines Generalstäblers die einzig alleinseligmachende ist. Und ob es nicht noch andere Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die kennenzulernen von ebensolch eminenten Wichtigkeit ist wie die Kenntnis von Taktik, Strategie und operativem Generalstabsdienst. Manchen Abend sah man in den neu eingeführten Kursen der Volkshochschule in der Westbahnstrasse einen hochgewachsenen jungen Mann unter den Zuhörern, der durch seine gerade Haltung und sein dunkles, überkorrektes Zivilgewand einermassen auffiel. (Das Gegenteil hätte er gewünscht, stellte es immerhin ein Risiko dar, den strengsten militärischen Vorschriften zum Trotz die Uniform, wenn auch nur für wenige Stunden, abzulegen.) Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt der junge Mann die Vorträge über Politik, soziale und volkswirtschaftliche Fragen...

Oberleutnant Körner, der beim 72. Infanteriebrigadekommando in Agram korrekt wie nur einer seinen Dienst versieht, zieht noch keinerlei Nutzen aus dem, was er in den Volkshochschulen gehört und gelernt hat – es sei denn die, dass er mit geschärfter Aufmerksamkeit die Ereignisse verfolgt, die sich jenseits des streng ab-



gezirkelten Horizonts eines Militärs begeben. Und gerade diese Dinge sind in der scheinbar unerschütterlichen Friedenszeit für einen kritischen Geist bemerkenswert. Irgendetwas stimmt offenbar in dem Haus der vielen Nationalitäten, das Österreich-Ungarn heisst, nicht ganz. Theodor Körner weiss noch nicht, was es ist, aber er ist wachsam geworden.

Die Agramer Zeit ist eine herrliche! Eine besonders nette Runde aufgeschlossener Kameraden macht jede der spärlichen freien Minuten zur wahren Erholung. Überdies bringt es eine freundliche Fügung des Schicksales mit sich, dass Richard, der Freund und Bruder, sich in der gleichen Garnison befindet. Richard ist der schöne, elegante Offizier, der er schon als Kind zu werden versprach, der witzige Gesellschaftsmensch, der sogar den ernsten Theodor gelegentlich mitzureissen vermag.

Im Jahre 1901 werden die Brüder auf dem Umweg über ihren Vater plötzlich in den Adelsstand erhoben. Der Diurnist im Finanzministerium ist ob seiner Verdienste in dreissigjähriger Militärdienstzeit und für besondere Tapferkeit Edler von Siegringen geworden – mit ihm wurden es die Söhne. Richard meldet dieses, für einen k. u. k. Hauptmann durchaus erfreuliche Ereignis sofort vorschriftsmässig an seine vorgesetzte Dienststelle. Seine Namenserverweiterung scheint daher auch ebenso vorschriftsmässig im jährlich erscheinenden Militärschematismus, jenem umfangreichen Verzeichnis, auf, in dem alle Offiziere der Armee nebst dazugehöriger Rangstufe alphabetisch eingeordnet stehen.

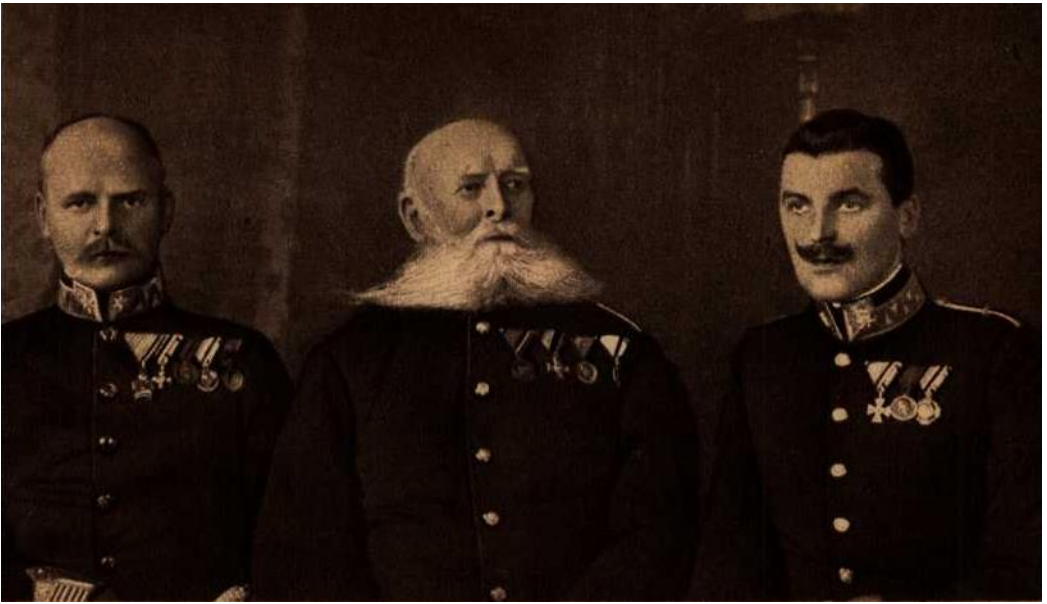
Und da heisst es denn

Körner Richard, Edler von Siegringen, Hauptmann, usw.

eine Zeile tiefer, direkt darunter aber:

Körner Theodor, Hauptmann, usw ...

Die Garnison Agram und mit ihr weite Teile der k. u. k. Armee haben ihre Sensation: was bewog den Hauptmann Körner Theodor, seine Adelserhebung zu verschweigen? Welches Geheimnis steckt dahinter? Hat man je etwas Derartiges gehört?



Ein stolzer Tag für den alten Hauptmann Körner: er wird zugleich mit seinen Söhnen Major

Als die Freunde ihn befragen, die Vorgesetzten ihn rügen, klärt sich das ganze Geheimnis höchst undramatisch auf. Theodor Körner hat einfach vergessen, von der ganzen Angelegenheit Notiz zu nehmen! Es gab wichtigere Dinge. Weiter nichts ...

Ein Spitzname wird in diesen Tagen geprägt, der Körner noch während seiner ganzen Militärdienstzeit anhaften wird: er heisst ab nun der «Gemeine» Körner zum Unterschied von seinem Bruder, dem Adelligen.

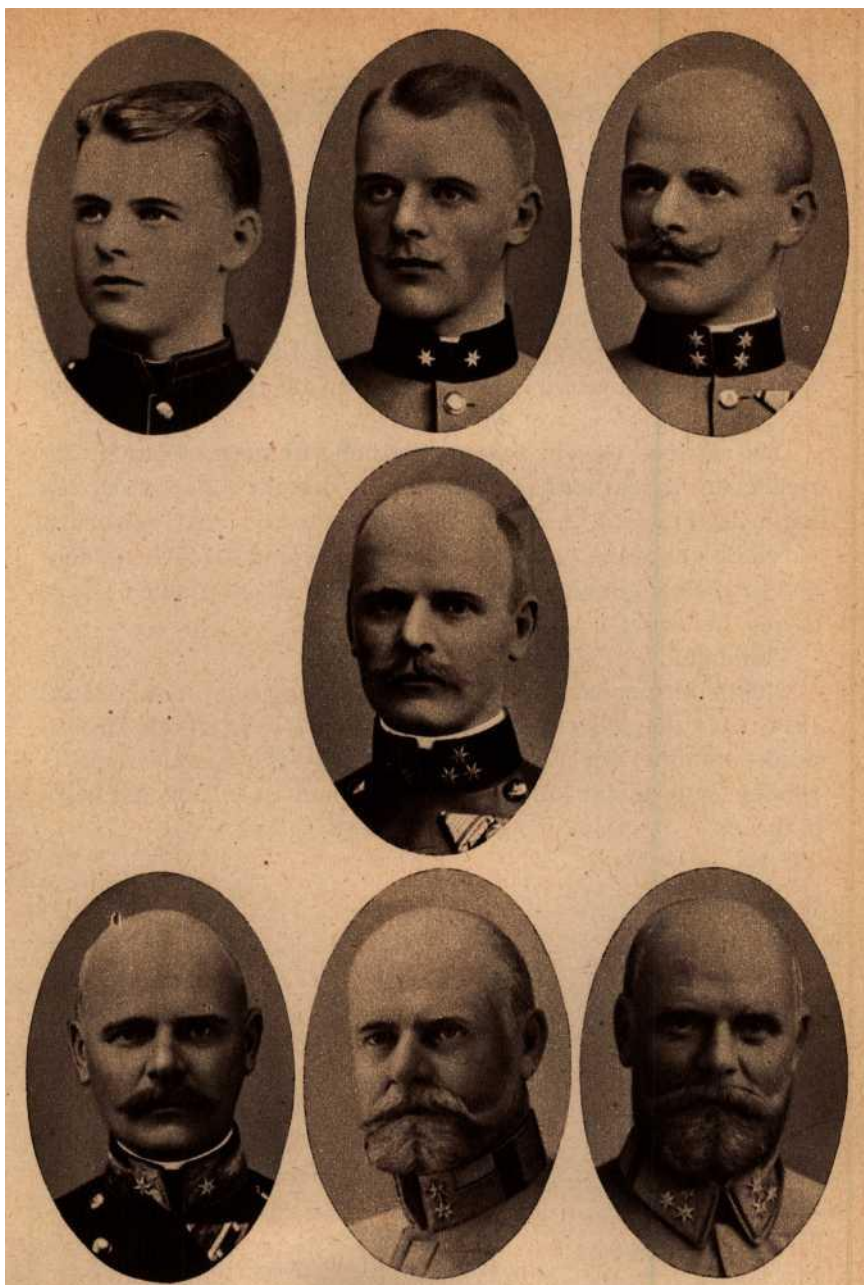
Eine zweite Freude und Genugtuung wird dem Vater Körner, dessen Söhne ihm in jeder Beziehung über den Kopf gewachsen sind, noch in diesen Jahren zuteil: am gleichen Tag, da die «Buben» – denn das werden sie in den Augen der Eltern zeitlebens bleiben – zu Majoren befördert werden, erhält auch er den Titel eines Majors. Major a. h. – ad honores. Ein kleiner Teil des Dankes und der Anerkennung, den ihm das Vaterland schuldet, scheint damit abgegolten. Doktor honoris causa wird man den General Theodor Körner dereinst nennen und damit eine weit grössere Dankesschuld abstaten.

In viele Garnisonen der grossen Monarchie führt die militärische Karriere Theodor Körner, bei den verschiedensten Truppen macht er Dienst und eignet sich mit der für ihn so besonders charakteristischen Energie binnen kürzester Zeit die umfassenden Kenntnisse, die der jeweilige Truppendienst erfordert, an. Das ist es, was ihn vor den anderen Generalstäblern auszeichnet: er betrachtet den Dienst bei einer Truppeneinheit niemals als lästige Zwischenstation seiner Laufbahn, sondern als willkommene Möglichkeit, sein umfangreiches Wissen noch zu erweitern.

EINE GROSSE AUFGABE

Im Juni 1904 wird er neuerlich dem Generalstab zugeteilt und hat nun erstmals die Möglichkeit, sein grosses Organisationstalent und seine ausgedehnten technischen Kenntnisse zu beweisen: Ihm obliegen die gesamte Neueinführung des Truppentelephons in der Armee, die Reorganisation des Feld- und Reservetelegraphen sowie des Staatstelegraphen und überdies noch Mobilisierungsvorbereitungen. Er entledigt sich der ihm gestellten Aufgabe mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, mit der der kleine Kratzauer Volksschüler schon seine Arbeiten vollbrachte; mehr als das, er wird – wieder eine ausserordentliche Seltenheit im Frieden – mit dem Orden der Eisernen Krone III. Klasse ausgezeichnet. Im Kriege stellt sich dann heraus, dass das österreichische Truppentelephon bei Weitem das der deutschen Armee übertrifft, die in technischen Dingen der österreichischen ansonsten immer um eine Nasenlänge voraus ist.

Aus dieser Zeit, da er mit besonderer Umsicht und bis ins letzte Detail die Versorgung der Truppen mit raschen Verständigungsmöglichkeiten betrieb, stammt aber auch Körners unüberwindliche Abneigung gegen die Einrichtung des Telephons. Er empfindet diesen «Höllengerät» als Störenfried jeder konzentrierten Arbeit, als heimtückischste Erfindung des technischen Zeitalters. Sie gibt, wie er immer wieder erobert betont, jedermann das Recht, sich über die primitivsten Regeln von Anstand und guter Sitte hinwegzusetzen



Bilderbogen einer Berufskarriere: Militärrealschüler, Leutnant, Oberleutnant, Hauptmann, Major, Oberstleutnant und Oberst

und sich, wann immer es beliebt, in Arbeit und Privatleben des Telefonbesitzers einzudrängen und beides mutwillig zu stören.

Noch einige Male macht Hauptmann Körner bei der Truppe Dienst, 1911 wird er mit der Neuauftellung des Telegraphenregimentes betraut, bis man ihn (er hat bereits den Majorsrang hinter sich) als Oberstleutnant an die Wiener Kriegsschule beruft, an der er fünfzehn Jahre vorher seine Ausbildung genossen hat.

Es ist eine gute Zeit des Lehrens und Lernens, des freundlichen Beisammensein mit den Eltern, die ihn allsonntäglich als lieben Gast in ihrer Mitte haben.

Das rastlose Dasein scheint endlich ruhigeren Bahnen zuzustreben. Alles, was ein Offizier in diesem Alter erreichen kann, ist erreicht, der Horizont ist gross und weit geworden – vielleicht wäre es an der Zeit, ein wenig an sich zu denken? An Behaglichkeit und die vielgerühmten schönen Dinge dieses Lebens?

Vielleicht...

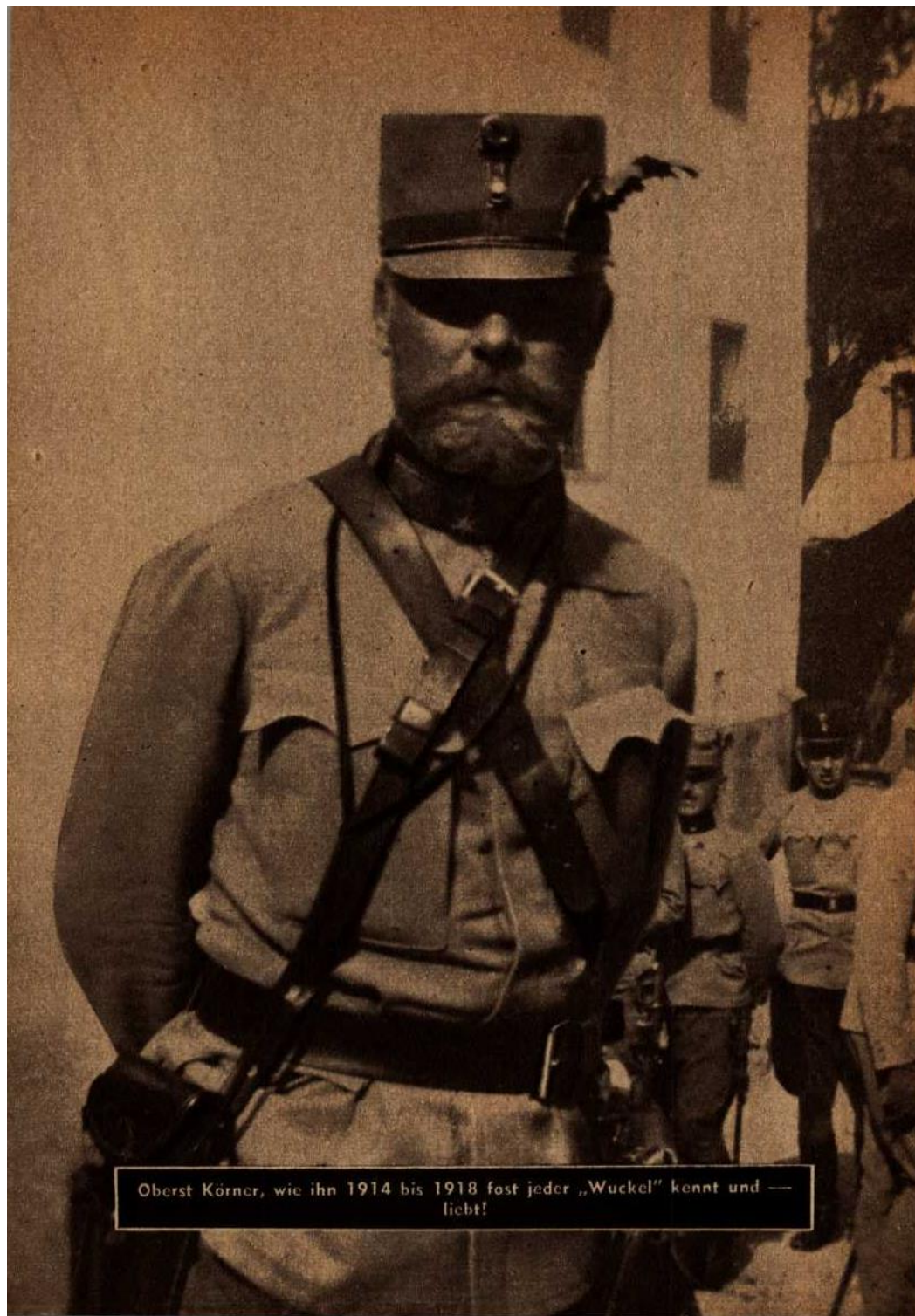
Nichts dergleichen: die Schüsse von Sarajewo vom 28. Juni 1914 rufen den Oberstleutnant Theodor Körner an den Brennpunkt kommender Ereignisse: er wird als «quartierregulierender Generalstabsoffizier» der 5. Armee nach Bosnien kommandiert.

WELTKRIEGSSCHULE FÜR DEMOKRATEN

Der erste Weltkrieg bedeutet für den Oberstleutnant und späteren Obersten Körner eine ununterbrochene Kette von Bewährungsproben, eine endlose Reihe schwerster Verantwortungsbürden mit hohen und höchsten Orden, hohen und höchsten Anerkennungen geschmückt. Stets aber auch begleitet von Liebe und Zuneigung des einfachen Soldaten.

«Der Generalstabschef der Isonzoarmee war vom letzten Infanteristen persönlich gekannt und verehrt», heisst es einmal in «Danzers Armeezeitung», dem militärischen Wochenblatt, dessen Lektüre jedem am Heerwesen interessierten Bedürfnis ist, und in dem mehr als einmal der Name **Theodor Körner** (fettgedruckt, wie einst im Schülerverzeichnis der Wiener Realschule!) erscheint.

Im Laufe dieses mörderischen Krieges, den Körner vom ersten bis zum letzten Tag an der südlichen Front mitmacht (er gönnt sich in der ganzen Zeit lediglich zwei Urlaubstage, die traurig genug verlaufen, verbringt er sie doch beim Begräbnis seines Vaters in Wien), in diesem Kriege also bildet sich eine ebenso ehrenvolle wie für den Betroffenen anstrengende Methode heraus: wenn irgendwo an der kurzen, dafür aber infernalischen Front etwas schiefzugehen droht, wenn eine Situation gründlich verfahren ist, wenn es gilt, jemandem höchste Verantwortung aufzuhalsen – dann ruft man Körner. (Eine Methode übrigens, die auch noch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten beste Schule macht – es wird allgemach zur Selbstverständlichkeit, dass automatisch der Name «Körner» fällt, wenn man auf der Suche nach einem entschlossenen, fähigen und integren Manne ist, der den berühmten Karren aus dem Dreck ziehen soll...)



Oberst Körner, wie ihn 1914 bis 1918 fast jeder „Wuckel“ kennt und —
liebt!

Und Körner kommt. Körner kennt keine Ausreden, Körner übernimmt, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, eine neue Pflicht zur übergrossen Last der alten. Und meistert die Situation.

Ein einziges Mal nur in diesem Kriege wird er den ehrenden Antrag, einen allerhöchsten Augiasstall auszumisten, höflich aber bestimmt ablehnen.

«ERFAHRENER GENERALSTABSCHEF GESUCHT»

In Bosnien befindet sich das erste Betätigungsfeld des Oberstleutnants Körner. Als «quartierregulierender Generalstabsoffizier» der fünften Armee hat er sich «besonderer» Aufgaben, wie es im Militärjargon heisst, zu entledigen. Die «besonderen» Aufgaben bestehen darin, acht Tage vor den regulären Truppen an Ort und Stelle zu sein, bestehen in der hohen Kunst des Improvisierens, fordern die Fähigkeit, aus Trümmern über den Haufen geworfener Kriegsschulweisheiten neue Situationen zu schaffen und zu meistern. Denn der moderne Krieg sieht einigermassen anders aus, als man das in den bis ins letzte Detail ausgearbeiteten Vorbereitungen annahm...

Ein neues Kommando beruft ihn zu den Balkanstreitkräften, wo er die gründliche Umorganisation der Armee durchzuführen und die Streitmächte schliesslich im Frühjahr 1915 an die italienische Front zu verlegen hat.

Als das fünfzehnte Korps sich in einer, gelinde gesagt, heiklen Situation befindet, beordert man ihn als Generalstabscchef dorthin: der übermächtige Ansturm der Italiener am Krn-Plateau und im Tolmeiner Becken, der tagelang die Mittelmächte in Atem hielt, wird abgeschlagen. Ein junger Oberstleutnant, dessen Umsicht und blitzschneller Auffassungsgabe diese Meisterung einer gefährlichen Lage zum Grossteil mitzuverdanken ist, wird zum Obersten befördert und mit Orden dekoriert.

Könnte Oberst Körner vielleicht jetzt ein wenig auf seinen Lorbeeren ausruhen, da diesem Frontabschnitt immerhin eine kurze Atempause eingeräumt wird und schliesslich, als die Kampftätigkeit

**Der Unter-
stand des
Obersten ist
weder innen
noch aussen
komfortabler
als der eines
Soldaten**



neu aufflammt, die Front stabil zu sein scheint? Dank der Umsicht des Obersten Körner, darüber gibt sich kaum jemand einem Zweifel hin.

Mit allem ihm zu Gebote stehendem Nachdruck aber verlangt just in dieser Zeit der Korpskommandant des siebenten Korps «einen erfahrenen» Generalstabschef – an seinem Abschnitt, wo der Gegner am Fajti hrib in die Stellungen eingebrochen war, ist die Hölle los. Wer anders kommt als «erfahrener Generalstabschef» in Frage, wenn nicht Oberst Körner? Er bringt das Wunder zuwege und den Angriff an diesem wichtigsten Abschnitt der gesamten Front zum Stillstand.

«Ausgestattet mit gründlichem Wissen, klarem Urteil, einem seltenen organisatorischen Talent, mit warmem Herzen und vollem Verständnis für die Truppe, hat Oberst Körner ...

... keine Gefahr scheuend, stets dort zu finden, wo es nötig war...

... seine beispielgebende, selbstlose Hingabe, das stete In-den-Hintergrund-Stellen seiner Person ... seine Offenheit und Verlässlichkeit ...»

Dies nur einige wenige Ausschnitte aus einem Reservat-Korpskommandobefehl anlässlich der Versetzung des Obersten zu einer anderen Einheit. Und das in einer Armee, die alles andere denn freigebig mit Belobungen ist...

Nach vorübergehender Tätigkeit als Generalstabschef des neugebildeten und für die Verteidigung des Karstplateaus bestimmten Abschnittskommandos III findet man eine noch wichtigere Aufgabe für ihn:

Nach elf abgewiesenen italienischen Offensiven am Isonzo werden zwei österreichisch-ungarische Armeen für die Gegenoffensive aufgestellt. Man empfindet es geradezu als eine Selbstverständlichkeit, dass die erste dieser Armeen der Generalstabsführung Körners anvertraut wird. Die rasch vorgetragene Offensive kommt – schon sind die Truppen geschwächt – im November 1917 zum Stillstand. Die beiden Armeen werden vereinigt, ihr Generalstabschef – er soll es bis zum Zusammenbruch im Herbst 1918 bleiben – heisst: Theodor Körner.

DREI ENTSCHIEDENDE WORTE

Im Frühjahr 1918 ist es, da man noch einmal einen Vorstoss über den Piave unternimmt.

Teilen des ersten Dragonerregimentes gelingt es, einen Brückenkopf zu bilden, zehn bis zwölf Tage harret es auf schmalem Raume aus, nur durch einen Laufsteg über den Piave mit den übrigen Einheiten verbunden, im Feuer der Maschinengewehre, im Hagel der Granaten. Mannschaft und Offiziere haben sich in den feuchten, klebrigen Ackerboden vergraben, ein feiner Regen rieselt ununterbrochen vom Himmel. Nacht ist es.

Und plötzlich ist er da: aufrecht, die Feldmütze tief ins Gesicht gezogen, hohe Stiefel über die roten Lampassen, Wollswearter über den Distinktionen. Der Generalstabschef!

Aufregung in dieser Nacht, Ordonnanzen rennen, Offiziere befehlen. Er lässt eine Weile stillschweigend gewähren. Dann sagt

er ruhig drei Worte – drei Worte von entscheidender Bedeutung für ein paar hundert Mann, die seit Tagen in der Hölle leben. Die drei Worte lauten:

«Was braucht ihr?»

Aufmerksam hört er zu, macht sich ein paar Notizen, spricht mit diesem und jenem – so ganz einfach, ohne grossartige Gesten: ich, der grosse Generalstabschef. Ach nein, nur so hingesagt: Was braucht ihr denn, ihr armen Teufel. Und das ganze Mitfühlen ist darin und das Verständnis eines Menschen ...

Der Oberst verschwindet in der Nacht, so wie er gekommen ist. Einen Tag später wird der Brückenkopf geräumt. Der Oberst hat erkannt, dass die Situation aussichtslos und es besser ist, dafür zu sorgen, was der Mensch in erster Linie braucht – nämlich das Leben.

ALLEIN AN DIE FRONT

Das ist so seine Art: er taucht unvermutet auf, wo es am allerängsten hergeht und er schreitet ohne rechts und links zu blicken, durch den Hagel der Granaten, und schert sich nicht darum. Seine Ruhe überträgt sich ebenso wie seine Sicherheit auf die Soldaten, zu denen er in den vordersten Graben kriecht und die er dann fragt, was sie brauchen. Die Gefahr ist plötzlich nicht mehr so gross, und die Hoffnung auf ein Ende all der Qualen nicht mehr so klein, wenn er danebensteht.

Manchmal, mitten in der Nacht, sitzt er – die anderen schlafen schon längst – in seinem Unterstand beim Schein der Petroleumlampe über den Karten, da steht er auf und pocht an die Tür seines Chauffeurs: «Semrad, morgen um halb vier Uhr fertigmachen, wenn's geht!»

Einige Minuten vor halb vier Uhr steht der Oberst dann beim Auto, einen Becher Tee und ein Stück Brot noch in der Hand. Steigt ein, nicht etwa, wie es für einen so hohen Offizier üblich ist, in den Fond, sondern neben dem Fahrer lässt er sich nieder, gibt kurz das Ziel an und schweigt. Schweigt stundenlang und überdenkt die am Abend begonnene Arbeit, die Arbeit, die heute, morgen und in den nächsten Wochen zu leisten sein wird. Es ist nicht gut, ihn zu stören,

wenn er nachdenkt und es ist gut, dass sich weit und breit kein Telefon befindet.

Nach einer geraumen Zeit greift er wohl in seine Tasche, holt Brot, harte Eier und Tee heraus, macht alles für zwei zurecht und teilt bis auf den letzten Bissen redlich.

Dann, wenn die Berge sich schon in Rauch hüllen und aus dem Grund fontänengleich die Erde hochsteigt, wenn es dröhnt und orgelt, dass Gott erbarm, heisst er den Fahrer stehenbleiben und warten. Eine grosse, einsame Gestalt geht er dann auf die Gräben zu und bleibt manchmal einen ganzen Tag oder gar zwei aus.

Auf dem Heimweg überholt man meistens Urlauber, die mühselig und beladen der nächsten Station zustolpern. Da wird in den Wagen eingepackt, was nur Platz hat, vier Männer und fünf Rucksäcke, Tornister und Pakete. Wenn sie dann am Ziele sind, danken die Soldaten mit einem fröhlichen «Servas, Kamerad, und dank auch schön», denn sie erkennen ihn nicht, in seinem «Inkognito» der hohen Stiefel und der Wollswearter.

Lange blickt er ihnen nach, wie sie lachen und sich freuen und doch vom Grauen gezeichnet sind, und vom Tod, der auf seine Opfer wartet; die Opfer, die in spätestens drei Wochen wieder im Inferno sein werden.

«Arme Teufel», sagt der Oberst und holt seinen Blick aus der Ferne.

«Krieg ist Krieg. Ob man erstochen, erschlagen, erschossen oder vergiftet wird – er ist rohe und nackte Gewalt, Faustrecht und unabsehbarer Tod. Also muss der Krieg als Mittel zur Auseinandersetzung zwischen den Staaten und Völkern abgeschafft werden und ein internationales Recht erstehen, das die Konflikte der Völker mit Vernunft im Frieden regelt..

wird der Bundespräsident Körner 35 Jahre später sagen. Er weiss es aus eigener Anschauung.

Und noch etwas erkennt der Oberst, der schon als Leutnant versuchte, die Zusammenhänge zu erforschen: dass es nicht gut ist, wenn ein Mensch den anderen beherrsche. Immer wieder fällt es ihm auf, dass die nichtdeutschen Österreicher, also alle jene, die noch weniger wissen, weshalb sie sterben müssen, als die Österrei-



Leger und jovial: Charakteristikum des Generalstabschefs der Isonzoarmee

cher, bei Weitem die schlechtere Disziplin und die geringeren Verluste hatten. Nach dem Kriege wird Oberst Körner eine Liste der Kriegsverluste zusammenstellen lassen und schwarz auf weiss wahrnehmen, dass die Zahl der Kriegsoffer proportional mit dem Anteil an Macht und Gewalt im Staat steigt. Die Österreicher haben die meisten Toten zu beklagen, an zweiter Stelle stehen die Ungarn, es folgen in weiten Abständen nachher die Tschechen, die Slowaken und so weiter und so weiter.

«Damals wurde ich Demokrat», sagt Körner später. «Diese Weltkriegsschule war die schwerste meiner Laufbahn, aber auch die lehrreichste ...»

Dennoch: er ist der einzige, dessen Anordnungen alle, ohne Ausnahme der Nationalität, befolgen. Vielleicht, weil sie wissen, dass der Oberst nichts befiehlt, das nicht letzten Endes einen tieferen Sinn hat; weil er einer ist, der von sich weit mehr verlangt, als von den anderen; weil er gerecht ist.

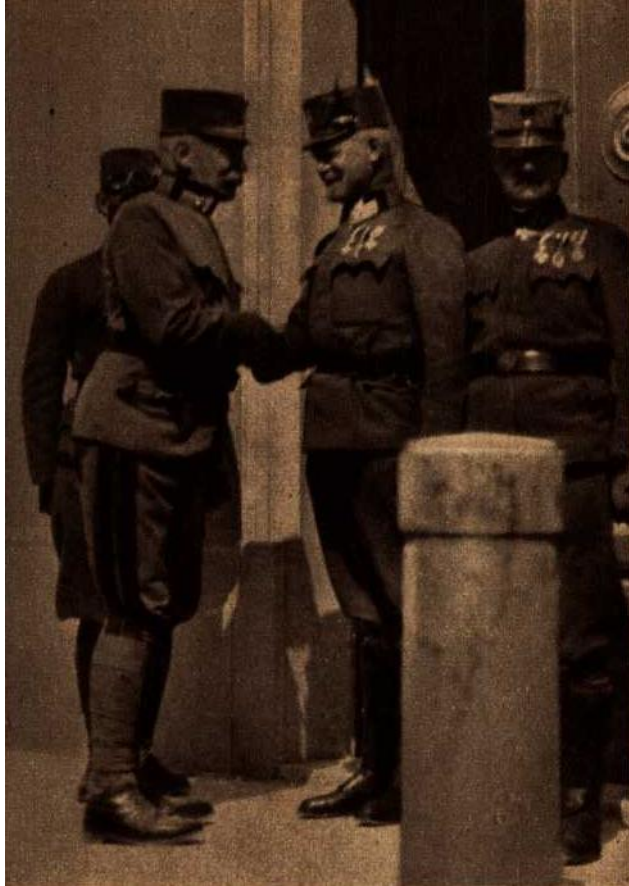
Er ist die Güte in Person, wenn es gilt, einem armen Teufel zu helfen, seine beiden Burschen haben das schönste Leben unter diesem Herrn. «Wozu brauch' ich einen Burschen?» fragt er sehr erstaunt, wenn man ihm vorhält, dass es ein Oberst doch nicht notwendig hat, jeden Handgriff selbst zu besorgen. Er hat ein offenes Ohr für alle Wünsche und sein kurzes «Also, was ist los?» das streng aus dem Mund kommt, während die Augen bereits voller Güte sind, bedeutet, dass manche Sorge sich nun wie von Zauberhänden verbannt in nichts auflösen wird.

DER «MENSCHENFÄNGER»

Der Offizier, dem es keiner verübeln würde, beugte er sich den starren Etikettvorschriften seines Standes, spielte er Untergebenen gegenüber den gestrengen Herrn und liesse niemals eine menschliche Beziehung aufkommen – dieser k. u. k. Offizier übt schon zu jener Zeit das freundliche Handwerk des berufsmässigen «Menschenfängers», das ihm noch in späten Jahren aus mancher heiklen Situation helfen wird. Ein paar persönliche Worte, Anteilnahme an dem Schicksal des kleinen Mannes neben ihm, kein drohender Befehl, sondern eine höfliche Bitte, ein herzliches «Danke!»: Stärke des wahrhaft Grossen, der nicht durch Barschheit und überheblichen Stolz seine Stellung untermauern muss.

Freundlich und aufgeschlossen, wenn alles den vorgeschriebenen und angeordneten Weg geht. Aber scharf und streng, wenn Unregelmässigkeiten vorkommen, wenn Dinge geschehen, die sich nicht mit Recht, Ordnung und Anständigkeit vereinen lassen. In solchen Augenblicken fürchten ihn Kameraden und Vorgesetzte, wie der

**Inspektion
aus Wien, wo
man den
Obersten
mehr schätzt,
als ihm
monchmol
lieb ist
(Körner in
der Mitte)**



letzte «Wuckel» draussen im Dreck. «Lassen Sie sich nicht vom Körner erwischen ..wird zu einem geflügelten Wort, wenn es darum geht, um die steile, dornenvolle Strecke des geraden Weges, einen kleinen Umweg zu machen ...

Ende Jänner des Jahres 1917 erreicht den Obersten ein persönliches Schreiben des Kriegsministers Generaloberst Krobotin, in dem ihm ein ehrendes Angebot gestellt wird. Der daraus entstehende Briefwechsel erzählt mehr, als es lange Abhandlungen eines zünftigen Psychoanalytikers vermöchten.

Hochgeehrter Freund!

Excellenz von Bellmond ist in Aussicht zum Truppendivisionär genommen und dürfte in kürzester Zeit seine derzeitige Stelle verlassen.

Ich habe Dich zwar in Knesa nur wenige Stunden gesprochen – doch war damals sofort der Gedanke in mir erwacht, dass, wenn einmal, solange ich Minister bin, die Stelle eines Chefs des Präsidialbüros frei wird, ich mich an Dich mit dem Ersuchen wenden werde, ob Du nicht gewillt bist, diese Stelle einzunehmen. Der Moment ist gekommen und ich bitte Dich, mir Deine Entschliessung kundzutun. Ich weiss, dass Du die Seele des Widerstandes an einem der gefährlichsten Abschnitte der Fronten bist, dass Du also nicht leicht die Stellung, die Du jetzt einnimmst verlassen willst, doch würde ich mich aufs Warten verlegen und erst die definitive Einrückung dann erbitten, wenn Du es für richtig hältst.

Ich sprach gestern mit Exc. Conrad (Conrad von Hötzingdorf, Chef des Generalstabes, d. Verf.) über meine Absicht und er sagte mir sofort, dass er Dich jetzt von Deiner Stelle nicht entlassen kann, deshalb wählte ich den Ausweg, Dich so lange dort zu belassen, bis Dein Abgang ohne Schädigung des Dienstes zulässig ist.

Also sei so freundlich, mir ganz offen Deine Meinung zu übermitteln, ob Du die wichtige, für das Wohl der Offiziere so ausschlaggebende Stellung eines Chefs des Präsidialbüros zu übernehmen gewillt bist.

Mit den herzlichsten Grüssen, hoffentlich auf Wiedersehen, zeichnet sich

Dein ergebenster
Krobotin, Generaloberst

Körner ist mitnichten gewillt, die «für das Wohl der Offiziere so wichtige Stellung» zu bekleiden. Körner ist gewillt, seine ganze Arbeitskraft in den Dienst einer baldigen Beendigung des Krieges zu stellen und damit einem noch wichtigeren Wohl, nämlich dem eines ganzen Volkes, zu dienen. Er schreibt das nicht genau mit diesen Worten, aber er schreibt es dennoch erkennbar genug: Es sei eine hohe Ehre, deren er sich voll und ganz bewusst sei, aber er vertrete die Ansicht, dass ein lediger Offizier an die Front und nicht ins Hinterland gehöre.

Das ist ziemlich deutlich. Ebenso deutlich auch die Antwort: Kein höflicher Brief an den «lieben hochverehrten Freund Kör-

ner», sondern ein knappes Telegramm der Militärkanzlei seiner Majestät:

SEINE MAJESTÄT LEGEN IM BESONDEREN WERT DARAUF EINEN MANN DER IN DER ARMEE HOHE WERTSCHÄTZUNG UND BEGRÜNDETES VERTRAUEN GENIESST ZUM VORSTAND DES PRÄSIDENTIALBÜROS IM KRIEGSMINISTERIUM ZU ERNENNEN STOP ICH HOFFE S M NOCH HEUTE DAS EINGEHEN AUF DIE ALLERHÖCHSTEN INTENTIONEN MELDEN ZU KÖNNEN STOP MARTE-
RER FMLT

Genau so knapp ist die Antwort, die noch am gleichen Tag, dem 3. Februar, ebenfalls telegraphisch, gegeben wird:

GEHORCHE SELBSTVERSTÄNDLICH JEDEM BEFEHL (!)
GLAUBE ABER DEN JETZIGEN POSTEN DERMALEN NICHT VERLASSEN ZU KÖNNEN DA WOHL HAUPTENTSCHEIDUNG BEVORSTEHT STOP BITTE MICH DAHER IM FELDE ZU BELASSEN

Ein zweites, halb privates Telegramm aus der Militärkanzlei:

BITTE DICH DRINGENDST DEM NEUERDINGS AN DICH ERGANGENEN AUFRUF FOLGE ZU GEBEN STOP ZEIDLER STERN-
ECK OBERST

Körner antwortet wieder telegraphisch:

HALTE EINEN NEUERLICHEN WECHSEL AUF DEM POSTEN DES GENERALSTABSCHIEFS ANGESICHTS BEVORSTEHENDER VIELLEICHT GRÖSSTER ENTSCHEIDUNGEN FÜR SCHÄDIGUNG DA SELBST DER TÜCHTIGSTE HIER WOCHEN BRAUCHT UM SICH ZURECHT ZU FINDEN

Damit ist die Entscheidung gefallen: Körner, der wie immer in seinem Leben eine einmal übernommene Verpflichtung auch bis zur letzten Konsequenz erfüllt, bleibt an der Front.

Aus welchem Grunde man sich mit derartiger Hartnäckigkeit und mit Nachdruck durch «allerhöchsten» Willen auf die Person des Obersten Körner versteifte, geht aus einem später geschriebenen Brief nur allzu deutlich hervor, in dem Feldmarschalleutnant Marterer, Chef der Militärkanzlei, mit bemerkenswerter Offenheit ausführt:

Lieber hochgeschätzter Freund!

Es ist stets eine Naturerscheinung, dass Prachtexemplare Deiner Gattung nur spärlich gedeihen. Diese Tatsache empfindet man unangenehm, wenn man ein solches Prachtexemplar an verschiedenen Stellen vorleuchtend und richtunggebend sehen möchte. Da es leider nur einen Oberst Körner gibt, so muss er, nach Deinen überzeugenden Darlegungen, so lange auf seinem gegenwärtigen Posten bleiben, bis er, so Gott will, dort schönste Früchte seiner Tätigkeit geerntet hat.

Dann aber, lieber Freund, beisse in den sauren Apfel – ich will nicht allzu deutlich werden – und mache an anderer Stelle Ordnung! Dort ist ein ganzer Mann dringend nötig.

Wenn Dir die Geschichte zuwider ist, brauchst Du ja nicht Jahre dort zu bleiben, nur dass Du aufräumst und normal arbeitenden Menschen reinen Tisch schaffst, dazu ist, meiner Auffassung nach, eine Kraft von Deiner Art nötig.

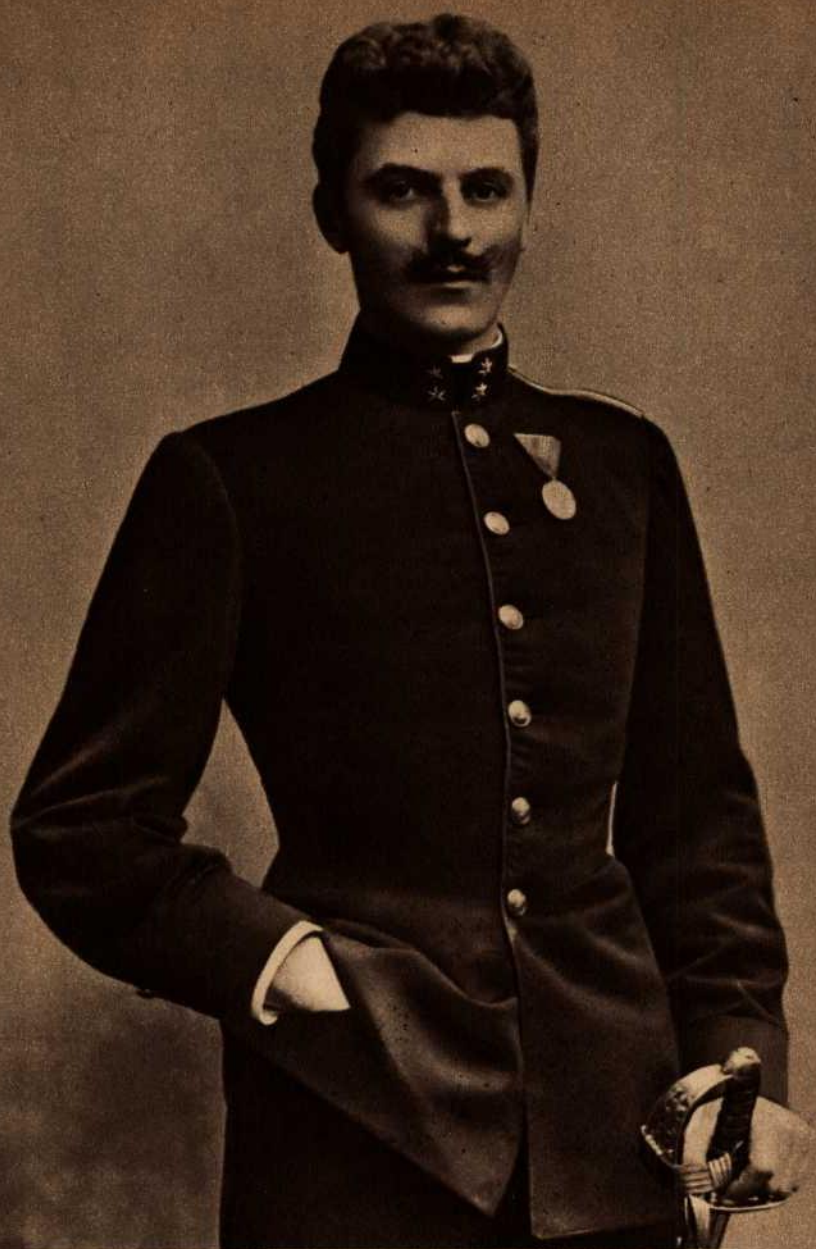
Nicht wahr, Du wirst, wenn Du Deine Feldaufgabe gelöst hast, die unangenehme im Hinterland mit ganzer Kraft gehen?

Herzlich Dein alter Marterer
Feldmarschalleutnant

Körner sollte nicht mehr dazukommen, im Präsidialbüro «reinen Tisch» zu machen. Wahrscheinlich sehr zum Leidwesen der «normal arbeitenden Menschen», sicher aber zum Vorteil tausender anderer, die er in diesen schwersten Stunden nicht verlässt.

Die Berufung nach Wien hätte seiner Person nicht nur hohe Ehre eingebracht, sondern ihn auch ein für allemal jeglichen Gefahren und übermenschlichen Strapazen des Frontlebens enthoben. Aber weder auf die Ehre noch auf seine Person ist es ihm jemals angekommen.

Als ihm das Heeresgruppenkommando des Generalobersten Borojevic nahelegt, sich um den Maria-Theresien-Orden zu bewerben, jenen höchsten österreichischen Militärorden, der mit der Baronie und einer ansehnlichen jährlichen Leibrente verbunden ist, und um den man selbst einkommen muss, lehnt er glattweg ab. Er habe nichts als seine Pflicht getan und sehe darin keine besondere «ordenswürdige» Leistung, lautet die lakonische Antwort. Auch die zahlreichen anderen Dekorationen, darunter das Ritterkreuz des Leopoldsordens mit Kriegsddekoration und Schwertern, die dem Maria-Theresien-Orden



Richard Körner, der Bruder Theodors, ein eleganter und charmanter Mann, findet 1915 vor Görz den Tod

nachfolgende höchste Auszeichnung trägt er ausschliesslich, wenn die Vorschrift es bei besonderen Anlässen fordert.

RICHARD GEFALLEN!

Der Hinweis des Feldmarschalleutnants Marterer, dass es in der Armee bedauerlicherweise nur einen Körner gebe, hat seit dem Herbst 1915 seine traurige Richtigkeit: Richard, der heitere Bruder, dieser Sonnenmensch, ist vor Görz gefallen, nachdem er eine Reihe von Bravourstücken vollbracht hat, von denen in der Armee noch lange erzählt wird.

Ein einziger Sohn ist dem alten Major a. D. Körner in Wien nur mehr geblieben – und auch diesen einzigen sieht er vor seinem Tode nicht mehr. Denn Theodor hat, bei aller Liebe, die er seinen Eltern entgegenbringt, keine Zeit, seinen wichtigen Posten an der Front, wenn auch nur für kurze Tage, zu verlassen. Als der Vater, hochbetagt und im Auftrage Theodors ständig ärztlich betreut, im Jahre 1917 für immer die Augen schliesst, reisst sich Theodor Körner für zwei Tage los und nimmt, nur mehr am Grabe, Abschied von dem Mann, der ihm den aufrechten Sinn und die hohe Statur vererbt hat.

Etwas mehr als ein Jahr später kehrt der Sohn für immer heim.

Er leitet noch persönlich den Abtransport tausender kriegsmüder Soldaten, er sorgt dafür, dass unter den chaotischen Verhältnissen das Menschenmögliche getan wird, um den Soldaten, die so viele Jahre in den Stellungen des Isonzo- und Piave-tes und auf den trostlosen Höhen des Karstes gelegen sind, die Heimkehr zu erleichtern und zu beschleunigen.

Und eines Tages bleibt nichts mehr zu tun, als sich selbst vom Schauplatz des dramatischen Geschehens wegzugeben. Mit dem Obersten Körner sind rund 80 Mann, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, Reste des Armeestabes. In den letzten Novembertagen setzt sich die kleine Kolonne in Richtung Cervigno in Bewegung, das bereits von jugoslawischen Truppen besetzt ist.

Halt – alles stehenbleiben, gesenkte Bajonette drohen.

Die Stimmung ist eher unfreundlich zu nennen.

Da steigt Oberst Körner aus seinem Wagen – selbstverständlich fährt er im ersten – und verhandelt mit den Jugoslawen. Wild und martialisch blickt er um sich, die dichten Augenbrauen drohend zusammengezogen, ein unheilverheissendes Grollen in der Stimme.

Was sich die Herren überhaupt einbilden, donnert Oberst Körner, wer auch nur einen Finger gegen die kleine Kolonne richte, werde das bitter bezahlen müssen. Dort – der Oberst macht mit dem ausgestreckten Arm eine ebenso vage wie imposante Geste in nördlicher Richtung – dort befinde sich noch eine ganze Armee, die nur auf den Befehl warte, um die ganze Gesellschaft mausetot zu schießen. (Die sagenhafte Armee hatte sich längst in alle Winde zerstreut und dort im Norden gab es nur noch Krater und Gräber...)

Dennoch sind die Jugoslawen sichtlich von den Worten des Obersten beeindruckt, der in so bestimmtem Ton mit ihnen verhandelt. Sie kratzen sich an den Köpfen und bitten die Herren, wieder einzusteigen. Sicher wird die kleine Gesellschaft nach Laibach gebracht, aufs Beste gepflegt und, mit reichlich Proviant versehen, in einige Sonderwaggons verfrachtet.

Es geht heim! Zwar nur in vernagelten Vieh waggons und Personenwagen, deren Türen und Fenster mit Brettern vermacht sind. Aber – man ist, dank des energischen Auftretens des Obersten, reichlich mit Schmalz und Mehl und Eiern versehen. Und – es geht heim!

EIN EINSAMER HEIMKEHRER

Und da ist Wien, Südbahnhof, Winter 1918. In den schlecht beleuchteten, zugigen Hallen stehen Frauen, denen die Verzweiflung aus den Augen spricht, Kinder, blass und halb verhungert. Manche starren den Soldaten ins Gesicht, manche fallen die Heimkehrer wie verzweifelte Tiere an: «Brot, habt ihr nicht ein einziges Stück Brot?»

Die Angehörigen des kleinen Transportes folgen dem Beispiel ihres Obersten und schenken her, was ihre Feldsäcke noch an Essba-

rem bergen. Dann gehen sie zu ihm hin, geben ihm die Hand und danken ihm für alles. Er nickt; schon gut, schon gut.

Noch lange, nachdem der letzte gegangen ist, steht er, ein einsamer Heimkehrer, auf dem Perron. Auf dem gleichen Perron, auf dem er später einmal als Bürgermeister stehen wird, um Heimkehrer zu empfangen, auf dass keiner sich einsam fühle.

Schliesslich wendet er sich zum Gehen. Nimmt seinen schweren Koffer, macht ein paar Schritte in die dunkle, unsichere Nacht. Bleibt stehen, überlegt einen Moment und kehrt wieder um. Beim Bahnhofsvorstand deponiert er sein Gepäck. «Passen Sie bitte gut auf, es sind ein paar wichtige Dokumente drin», sagt der Oberst. «Logisch passen wir tadellos auf, Herr Oberst», versichert der Bahnhofsvorstand. Und hat wahrscheinlich bis heute keine Ahnung, dass er an diesem unruhigen Winterabend 1918 die gefüllte Kasse einer ganzen Armee gehütet hat...

Eine hohe, barhäuptige Gestalt, Hände in den Manteltaschen vergraben, verschwindet im Dunkel der Nacht.

STÜRMISCHE JAHRE

Der neue Anfang soll so aussehen:

Körner bezieht in der Mahlerstrasse im ersten Bezirk eine kleine Untermietwohnung. Sein zweiter Weg – nach dem Besuch der Mutter – führt ihn zur Technischen Hochschule. Dort wundert man sich nicht, dass der reife Mann mit dem vollen Bart, in dem bereits einige weisse Fäden schimmern, sich sehr gründlich über die Studienausbildung informiert und sich endlich entschliesst, so bald wie möglich zu inskribieren. Viele ehemalige Offiziere wollen studieren ... Vermessungstechnik ist das erwählte Fach, die Ausbildung an der Technischen Militärakademie kann als erste Staatsprüfung angerechnet werden. Oberst a. D. Körner wird es also bei einigem Fleiss in zwei bis drei Jahren zum Ingenieur gebracht und somit die Grundlage für eine neue Existenz erworben haben ...


«Auf Wiedersehen, Herr Oberst; wir erwarten Sie zur Inskription», sagt das freundliche Fräulein, das im Sekretariat der Technischen Hochschule Dienst macht und Auskünfte erteilt.

«Auf Wiedersehen», sagt der Oberst.

Sie sehen einander nie mehr wieder.

Denn inzwischen kommt der Staat zu Oberst a. D. Theodor Körner:

Niemals in seinem Leben wird Körner sich anbieten, niemals, den verschiedenen Tendenzen der schwankenden Zeitläufe folgen und diese oder jene Meinung kundtun, nur weil es im Augenblick opportun erscheint. Das Geschick Österreichs nimmt in den Jahrzehnten zwischen 1914 und 1945 einen komplizierten, ja, mäandrischen Lauf – sein Weg aber geht kerzengerade. An jenen Punkten, da sich sein Weg mit dem des Staa-



STADTRAT
PROFESSOR
DR. JULIUS TANDLER
1869 - 1936
SCHÖN
DIESE

Aus den Kriegstagen datiert die Freundschaft Körners mit Prof. Dr. Julius Tandler. 30 Jahre später enthüllte Bürgermeister Körner eine Gedenktafel für seinen Freund.

tes schneidet, ist sein Geschick auch unlösbar mit dem des Staates verknüpft; dann nimmt er auch, ohne vor grosser Verantwortung zurückzusehen, alle ihm anvertrauten Pflichten auf sich.

Niemals aber tut er etwas, ohne es reiflich zu erwägen und alle Für und Wider gründlich zu begutachten. Wenn er sich aber zu einem endgültigen Entschluss durchringt, dann wird er auch bis zur letzten Konsequenz dazu stehen; dann kann man sicher sein, dass er die beste Entscheidung getroffen hat.

Körner erbittet sich auch einige Tage Bedenkzeit, als man ihn in das neugegründete «Staatsamt für Heerwesen» – nichts anderes als das Heeresministerium der jungen Republik verbirgt sich hinter diesem neuartig klingenden Namen – berufen will. Noch ist nicht alles bedacht, noch sind nicht bewusst alle Konsequenzen gezogen aus einer Reihe von Erkenntnissen, die in der «glänzenden Armut» der Kinderzeit begannen und sich im alles gleichmachenden Kriege vertieften.

Die «Weltkriegsschule für Demokraten» findè ihren glanzvollen Abschluss nach der eingehenden Selbstprüfung dieses aufrechten Mannes, als er sich entscheidet: Ich komme.

FREUND UND DIENER DER REPUBLIK

Einige Freunde, dem Staatsamt für Heerwesen nahestehende Personen und ehemalige Offiziere, kommen in diesen entscheidenden Tagen des Wägens zu ihm und versuchen, ihn zu einem raschen Entschluss zu bestimmen. Ausschlaggebend mag ein Gespräch mit Professor Dr. Julius Tandler sein, dem grossen Anatomen und Sozialreformer, mit dem ihn seit Jahren eine gute Freundschaft verbindet. Tandler hat im Kriege mehrmals die Fronten besucht und sich längere Zeit im Hauptquartier des Obersten Körner aufgehalten, um an Ort und Stelle die psychische und physische Einwirkung der Schlacht auf den Menschen zu studieren, und um nach besten Kräften Abhilfe zu schaffen. In langen Nächten ernster Gespräche sind die beiden ihrer Herkunft und Erziehung nach so unterschiedlichen Männer einander nähergekommen. Die gleiche Weltanschauung,

die gleiche Güte und Menschenliebe waren es, die die beiden Männer schliesslich zusammenführten.

Wenn Theodor Körner in diesen Tagen sagt: «Ich komme», dann ist es gleichbedeutend damit, dass er die Maxime der jungen Republik anerkannt hat und ihr ein getreuer Freund und Diener sein wird.

Als Abteilungsleiter, mit' dessen Berufung – eine grosse Seltenheit in diesen Tagen – alle politischen Parteien einverstanden sind, hält er seinen Einzug im Gebäude des Kriegsministeriums auf dem Stubenring. Nicht einverstanden mit der Haltung des Obersten sind gewisse konservative Kreise, in erster Linie aber jene, die sich durch ihn benachteiligt fühlen. Obliegt ihm doch unter anderem die überaus delikate Aufgabe, das alte Heer aufzulösen, von dessen 20.000 Offizieren nur 1.500 im neuen unterkommen und nur rund weitere 1.000 anderweitig ständig angestellt werden können.

Obwohl Körner zu jeder Stunde für seine Kameraden zu sprechen ist, obwohl er, wo ärarische Hilfe unmöglich scheint, sich für 'jeden Bittsteller persönlich verwendet, Ratschläge erteilt, Verbindungen schafft (Ungezählte haben ihm letzten Endes ihre bürgerliche Existenz zu verdanken!) gibt es Unzufriedene genug!

Nicht so die wahrhaft Einsichtigen, die seine Leistung schrankenlos anerkennen. So schreibt ihm der ehemalige Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee, Conrad von Hötzendorf am 11. November 1919:

Lieber Körner!

. . . man soll von der Vergangenheit am besten nicht mehr sprechen und Reflexionen vermeiden, die nichts mehr nützen. Sei versichert, dass ich aber umso mehr die tathkräftige Arbeit derjenigen jüngeren Kräfte würdige, die, so wie Du, für den Aufbau des Neuen sorgen, um dieses in eine dem Gesamtwohl nützliche Richtung zu bringen . . .

Die Betreuung der 20.000 Offiziere aber stellt nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Betätigungsfeld Körners dar, das, wie es scheint, für einen einzigen kaum zu bewältigen ist.

Aber er bewältigt es!

Er ist verantwortlich für den Abbau des alten Ministeriums und seinen tausenden daran Interessierten, für den Aufbau des neuen Heeres – das alles in ständigen Auseinandersetzungen mit den Entente-Missionen, Vorläufern der vier Alliierten, mit denen der spätere Bürgermeister Körner manchen Strauss ausfechten wird!

Zwei mächtige Freunde aber hat der Amtsleiter Körner: den Staatskanzler Dr. Renner und seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den Leiter des Staatsamtes Julius Deutsch. Doktor Renner, der mit dem Instinkt des wahren Staatsmannes erkannt hat, welche geistige und menschliche Persönlichkeit die junge Republik durch die Person des Obersten Körner gewonnen hat, bietet ihm, in Anerkennung für die eminente Leistung im Staatsamt, die aussertourliche Beförderung zum General an – Körner aber lehnt dankend ab. Er will keine Belobigung, er will lediglich die Gewissheit, eine positive Leistung vollbracht zu haben. Und die wird ihm zuteil!

FRÜCHTE DER ARBEIT

Von sechs Uhr früh bis nach zehn Uhr abends sitzt er in seinem Arbeitszimmer; seine Adjutanten haben kein leichtes Leben. Und wenn sie ihn mit sanfter Gewalt daran erinnern wollen, dass er schliesslich auch nur ein Mensch sei, der sich Ruhe und Erholung gönnen müsse, dann mag es geschehen, dass er seine angeborene Rücksichtnahme auf die Stimmung der anderen und seine eingefleischte Höflichkeit vergisst. Er wird ausgesprochen grob.

Die Früchte der Arbeit bleiben nicht aus; aus einem Haufen verzweifelter, enttäuschter Soldaten, die bereit sind, der Trostlosigkeit ihrer Situation in wilden Leidenschaften Luft zu machen, entsteht in mühseliger Kleinarbeit ein demokratisches Heer, dessen Soldaten keine Nummern, stumpfes Instrument irgendeiner Willkür, sondern freie Menschen sind.

Mit dem Ende der christlichsozial-sozialdemokratischen Koalition im Herbst 1920 treten auch im Staatsamt für Heerwesen tiefgreifende Veränderungen ein. Der neue Heeresminister, Vaugoin, zeigt kein wie immer geartetes Verständnis für die «neumodischen»



Staatskanzler Dr. Renner schätzt den Leiter des Staatsamtes für Heerwesen außerordentlich — ebenso wie der Bundespräsident den Bürgermeister schätzt. (Eine Aufnahme vom 80. Geburtstag Dr. Renners)

Methoden, die um sich gegriffen haben. Es kommt zwischen ihm und Oberst Körner immer wieder zu schweren Differenzen, denn der Oberst, der sich einmal von der Richtigkeit dieser «neumodischen», aus einem wahrhaft neuen Geist geborenen Methoden überzeugt hat, ist nicht bereit, auch nur ein Jota seiner tiefverwurzelten Gesinnung preiszugeben. Neben einer Anzahl rein militärischer Reibungspunkte geht es immer wieder um die Einhaltung jenes Paragraphen im Wehrgesetz, der besagt, dass gleichlaufend mit der militärischen auch die staatsbürgerliche Erziehung des Soldaten durchgeführt werden müsse.

Die Antwort erfolgt prompt: Körner wird zum Heeresinspektor des Bundesheeres ernannt und muss in dieser Eigenschaft fast ständig von Wien abwesend sein. Das Ministerium hat sich seiner «lästigen» Persönlichkeit auf kaltem Wege entledigt. Er avanciert, als diese Charge wieder eingeführt wird, zum Generalmajor. 1924 wird er – zusammen mit seinem ganzen Geburtsjahrgang – pensioniert, nicht, ohne dass man ihm vorher noch den Titel eines Generals verliehen hätte. Ein Begräbnis.erster Klasse. –

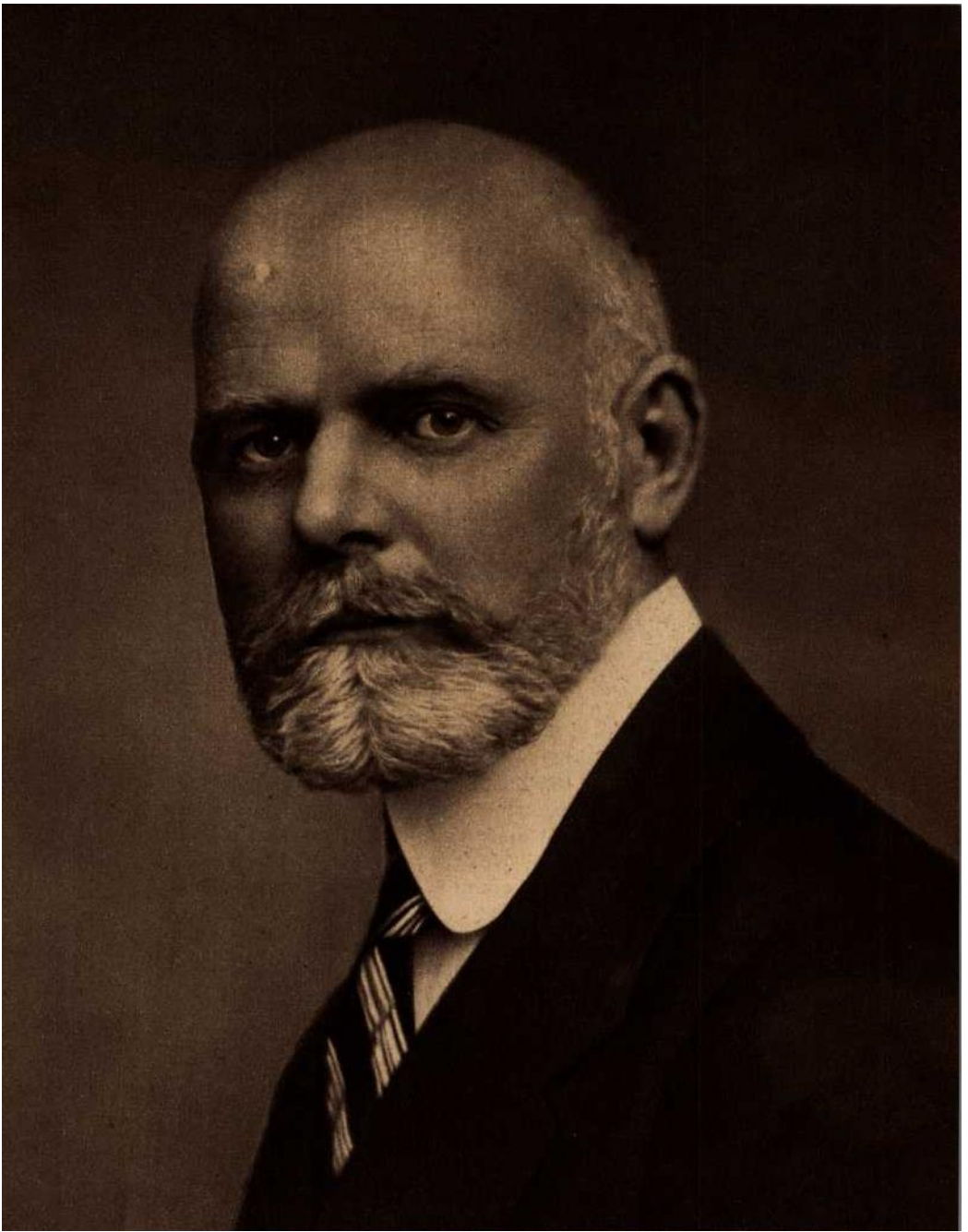
General Körner versäumt nicht, in einem Abschiedsbefehl seinen Standpunkt nochmals deutlich klarzumachen, wenn er unter anderem sagt:

Mit dem Wesen der Republik sind die Begriffe der Freiheit, des Rechtes, der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und Billigkeit untrennbar verbunden. Diese Grundsätze auch im militärischen Getriebe bedingungslos durchzusetzen, ist nach meiner festen Überzeugung in der nächsten Zeit die wichtigste Aufgabe der inneren Arbeit im Bundesheer . . .

Die meisten Reibungen im militärischen Getriebe haben letzten Endes ihre Ursache darin, dass diese Aufgabe noch nicht allseits erkannt, ihre Lösung noch nicht ernstlich versucht worden ist, weil dies viel Zeit, Mühe und bei manchem innere Überwindung verlangt...

Pensionist, Ruheständler – mit fünfzig Jahren, wie einst der Vater.

Doch der pensionierte General kennt weder tatsächlich noch symbolisch die Ruhe von Kretscham. Ewig Suchender, Lernender. Studierender, der er ist, hat er sich in immer steigendem Masse mit den



1924 – Pensionist; Zivilist für immer. Die Karriere des
«Friedensgenerals» beginnt

grossen Problemen seiner Zeit befasst: der junge Leutnant, der heimlich und in Zivil die Kurse der Volkshochschule besuchte; der Generalstabsoffizier, der im Felde neben allen anderen auch die «Arbeiter-Zeitung» las, weil man, wie er sich ausdrückte, sich niemals einseitig informieren darf, und der lange aufschlussreiche Gespräche mit Professor Tandler geführt hat; der General, der alle Hauptwerke des wissenschaftlichen Sozialismus studiert (auf die er von dem ehemaligen Kriegsberichterstatter der «Arbeiter-Zeitung», Schulz, hingewiesen wurde) – sie alle streben auf das eine Ziel hin, dem arbeitenden Menschen in diesem Staate zu helfen und zu dienen.

Als die Sozialdemokratische Partei an Körner herantritt, um ihn als Sachverständigen für Militärfragen in die Parlamentskommission für das Heerwesen zu entsenden, findet sie ihn in jeder Hinsicht bereit.

Noch einmal überlegt er kurz, versucht den Dingen auf den Grund zu kommen, wenn er in diesen Tagen an einen Freund schreibt:

... ja, selbst die relativ kleinen Auslagen für das Bundesheer, die für die arme Republik immerhin gross sind, hätte ich lieber erspart, wenn sie den Bestrebungen des Herrn Nationalrats Glöckel (des grossen Schulreformers der Ersten Republik. D. Verf.) zugute gekommen wären. Ist dieser einverstanden, dass ein Sachwalt für Heerwesen entsteht? Und gerade seine Mitarbeit wäre wichtig, um den Erziehungsgedanken im Heer zu verwirklichen ...

Der berühmte Oberst des Krieges ist ein echter General des Friedens geworden. Aus innerster Überzeugung; und er verabsäumt nicht, diese seine Gedanken in der Parlamentskommission und später dann als Abgeordneter des Landes Wien im Bundesrat immer wieder kundzutun.

Als wahrhafter Friedensgeneral hält er auch im Jahre 1926 Einzug in den Wiener Stadtschulrat, wo er sich unter seinem Freund Glöckel auf einem Gebiet voll entfalten darf, das ihm besonders am Herzen liegt: die Beseitigung aller jener Elemente aus Unterrichtsplan und Schulbüchern, die dazu beitragen könnten, in den jungen Herzen Kriegsbegeisterung und Pseudopatriotismus zu entfachen.

Die Freizeit des Abgeordneten, Parlamentskommissärs und Stadtschulratbeauftragten ist ebenso karg bemessen wie die des Kriegsschülers und Generalstäblers. Dies scheint ihn aber genau so wenig zu berühren wie» in den Jahren vorher; das Bedürfnis nach Privatleben ist offenbar gänzlich erloschen; die Zeit, die für Passionen aufgewendet werden könnte, gehört nach wie vor der Weiterbildung, der Lektüre wissenschaftlicher und politischer Bücher und den Gesprächen mit Gleichgesinnten.

Einer ist es vor allem, dem sich Körner, der sonst kaum persönliche Verbindungen anstrebt, in aufrichtiger Freundschaft anschliesst. Es ist der Parlamentssekretär der sozialdemokratischen Fraktion. Dieser, ein ruhiger Mann, der sich durch eine geradezu unglaubliche Arbeitsleistung auszeichnet und der bei aller ihm eigenen Bescheidenheit durch die Brillanz seines Geistes, die Prägnanz des Ausdruckes verblüfft und an manchem wichtigen Gesetzesantrag entscheidend mitgearbeitet hat, ist Körner schon längst aufgefallen.

Immer öfter hat er den um so vieles jüngeren Juristen ins Gespräch gezogen, wahrscheinlich noch gar nicht ahnend, dass aus diesen ersten Unterhaltungen eine fürs Leben währende und sich ein Leben lang bewährende Freundschaft entstehen würde. Der Mann, den in diesen Jahren nur wenige ausser den Eingeweihten näher kennen, heisst Dr. Adolf Schärf. ..

Ein «Hobby», wenn man es bei Körner so nennen darf, entwickelt sich in den Jahren zwischen 1925 und 1934; er betätigt sich im Wiener Arbeiter-Turnverein, dessen Vorstandsmitglied er ist und dem er nicht nur mit Rat, sondern auch mit Tat zur Seite steht. Wohl wissend, dass die schönsten Worte nicht halb soviel Begeisterung für eine Sache entflammen können wie ein wirklich ausgeführter Spatenstich, wirkt er zum Beispiel beim Bau der Sprungschanze auf dem Cobenzl aktiv mit. Voll Bewunderung stehen an manchem schönen Sonntagvormittag feiertäglich geputzte Spaziergänger an der Baustelle, die widerhallt vom Lachen und Rufen einer Gruppe junger Leute, in deren Mitte ein an Körpergrösse alle überragender Mann mit weissem Haar und Bart kräftig seinen Spaten handhabt.

Das aber sind seltene, und auch nur im Psychischen bedingte Ruhepunkte in diesen rastlosen Jahren, da die junge Republik von Fieberschauern der Kinderkrankheiten geschüttelt wird. Noch haben sich die Wogen der Leidenschaft nicht so weit geglättet, dass nicht jeder leise Lufthauch sie wieder erregen könnte. Noch neigt jeder dazu, jedem zu misstrauen.

Den ursprünglich 1919 aus einer blossen Grenzwehr entstandenen sogenannten «Heimatschutzverbänden», die dereinst durch einen Starhemberg mächtigen Auftrieb erhalten sollen, stellt sich, nach mehreren abgeschlagenen Versöhnungsversuchen und vergeblichen Anrufungen des Parlaments durch die Sozialdemokraten, der Republikanische Schutzbund entgegen, als dessen militärischer Berater General Körner zunächst fungiert. Theodor Körner aber hält dem leidenschaftlichen Elan junger Arbeiter die Erfahrung seiner reifen Jahre entgegen, und als die Feuerköpfe seine Berechnungen, geschöpft aus eigenen Erkenntnissen und aus denen von Generationen bewährter Strategen, glattweg in den Wind schlagen, legt er, der eine Sache immer nur ganz oder gar nicht tut, das Amt eines Beraters zurück.

KÖRNER GREIFT EIN

Zweimal in diesen stürmischen Jahren greift der General persönlich in den Gang der Ereignisse ein: Im Jahre 1927 gelingt es ihm, ein paar dutzend Menschenleben vor dem sicheren Tod zu bewahren. Ein zweites Mal» 1934, scheitert er an der Schwäche eines Mannes, der durch ein Machtwort alles Unglück verhindern könnte.

Am 15. Juli 1927 macht General Körner in seiner Eigenschaft als Parlamentskommissär im Heeresministerium Dienst. Vor seinen Fenstern ziehen immer wieder Demonstranten vorbei, die solcherart gegen ein Schwurgerichtsurteil Protest einlegen. Obwohl die Züge vollkommen diszipliniert ihres Weges ziehen, obwohl ungestörte Ruhe über der Stadt liegt, verbreitet sich doch knisternde Spannung von Nervosität. Mehrmals steht Körner von seiner Arbeit auf, blickt



**Ein Mann, der überall zupackt: Körner beim Bau der
Cobenzl-Schisprungschanze**

auf die Strasse, auf die Uhr und wartet – worauf? Das weiss er selbst nicht genau.

In dem Augenblick, da gegen Mittag das Telephon auf seinem Schreibtisch läutet und ein Abgeordneter ihn bittet, sofort ins Parlament zu kommen, gewinnt er die gewohnte Ruhe wieder: er kann handeln, das allein lässt ihn die Unrast der Stadt nicht mehr spüren.

Quer durch die Strassen des Zentrums geht, nein, läuft der General, bahnt sich, er weiss selbst nicht wie, einen Weg durch einen Knäuel schreiender Menschen, der von berittener Polizei attackiert wird, schiebt angstvoll jammernde Frauen, drohende Männer, wild tobende Wachleute zur Seite und gelangt schliesslich zum hinteren

Parlamentseingang in der Reichsratstrasse, der direkt zum Klub der sozialdemokratischen Abgeordneten führt.

Auf dem Gehsteig liegt ein Mann in seinem Blute.

Rauchwolken ziehen in der Gegend des Rathauses über den Himmel: das Polizeikommissariat Lichtenfelsgasse steht in Flammen.

Im Parlament erfährt Körner das Wichtigste: Polizei ist gegen die ruhig marschierenden Demonstranten vorgegangen, unbeherrschte Elemente haben den Zorn der Massen zur Raserei aufgestachelt, niemand vermag zu sagen, wie man der Lage Herr werden soll.

Die Tür wird aufgerissen, ein bleiches Gesicht wird ganz schreiender Mund: «Der Justizpalast brennt!»

Da tritt ein, was in solchen Situationen immer zu geschehen pflegt; nach einem Augenblick des lähmenden Entsetzens sagt einer: «Körner, du musst hinüber!»

Und Körner geht.

Es glückt ihm, was dem Bürgermeister Seitz und Julius Deutsch, die sich vergeblich bemühen, der Feuerwehr eine Gasse zu schaffen, nicht gelingt. Er vermag sich einen Weg zu dem brennenden Gebäude zu brechen, reckt sich auf zu voller Höhe und kommandiert eine Handvoll Schutzbündler herbei, die sich vergeblich bemühen, die Leidenschaft der Massen zu bannen.

Das Tor des Justizpalastes ist von innen verriegelt. Polizisten, die Volkswut fürchtend, haben in ihrer Angst das Unklügste getan, das in dieser Situation zu tun war: sie haben nämlich aus den Fenstern bis zur letzten Patrone ihre ganze Munition verschossen. Sie haben sich verbarrikadiert und damit auch einige hundert Beamte im Gebäude höchster Gefahr ausgeliefert.

Da das schwere Tor allen Versuchen, es einzurennen, standhält, schwingt sich der General, gefolgt von seinen Getreuen, durch ein Parterrefenster in das Innere des Hauses. Einen Augenblick lang bleiben die Männer stehen, beissender Rauch will ihnen den Atem nehmen; Taschentücher vor den Gesichtern, tappen sie weiter.

Mit einer vom Qualm heiser gewordenen Stimme gibt Körner An-



Körner eröffnet eine Schutzhütte der Naturfreunde

weisungen; teilt die Männer in kleine Gruppen, die, Raum für Raum, das ganze Gebäude durchkämmen, alle Beamten herausholen Und dann sicher durch einen Hinterausgang auf die Strasse geleiten müssen.

Als der letzte der Gefahr entronnen ist, wendet der General sich den Polizisten zu, die ziemlich ratlos in einer Ecke beisammenstehen.

Er beginnt mit seiner berühmten Frage: «Also, was ist los mit euch?»

In halbwegs militärischer Haltung erstattet der Rangälteste die Meldung, dass man die Munition verschossen habe und nun, angesichts der tobenden Volksmassen und des sich immer weiter ausbreitenden Feuers, nicht recht wisse, was zu tun sei.

«So, ihr wisst nicht, was zu tun ist? In so einem Falle kapituliert man, denn «Heldentum» ist in eurer Situation vollkommener Blödsinn», fährt sie der General an. «Ihr legt jetzt gefälligst eure Waffen weg und ich führe euch hinaus. Ich garantiere

re euch, dass euch nichts geschieht. Es ist schon genug geschehen heute.»

Weiteres sinnloses Blutvergiessen ist an diesem blutigen 15. Juli 1927 vermieden worden ...

Alles Blutvergiessen aber hätte vermieden werden können, wäre die Demarche des Generals Körner auch am 12. Februar 1934 von Erfolg gekrönt worden. –

Sehr kurz ist das Gespräch, das der pensionierte General an diesem Morgen mit dem aktiven Bundespräsidenten führt – es verdient dennoch, in die Geschichte Eingang zu finden:

Unmittelbar nachdem in Wien die Nachricht eingetroffen ist, dass die Linzer Polizei in das dortige Arbeiterheim gewaltsam eindrang, um eine Waffensuche vorzunehmen und dass es bei dem darauffolgenden Gefecht auf beiden Seiten Tote und Verwundete gegeben hat, wird es klar, dass dies der Funke ist, der eine lang aufgestaute politische Spannung zur Entladung bringen muss. Schon in den frühen Morgenstunden herrscht in den Wiener Betrieben bedenkliche Unruhe. General Körner, der diese Entwicklung seit Jahren mit Besorgnis kommen sah, eilt zum Bundespräsidenten und wird auch bald empfangen.

Nachdem er noch einmal kurz die Lage geschildert hat, sagt Körner: «Ich bitte Sie inständigst, Herr Bundespräsident, kraft Ihrer Autorität das Menschenmögliche zu unternehmen, damit es in Wien nicht zu ähnlichen Ereignissen kommt wie in Linz!»

Er sei ausserstande, etwas zu tun, sagt Miklas mit einer bedauernden Gebärde.

Einen Augenblick lang starrt ihn Körner fassungslos an, dann wendet er sich wortlos zum Gehen.

Kann ein Bundespräsident wirklich nichts machen? Wieso kann ein Bundespräsident nichts machen? Natürlich – der Bundespräsident könnte etwas machen. Dazu ist der Bundespräsident schliesslich da. Der Bundespräsident...

General Körner kommt nicht weit in seinen Reflexionen.

Wenige Minuten später wird er verhaftet.

ES WIRD STILL ...

Elf Monate Haft!

Elf Monate, wie einst im Karzer zu Mährisch-Weisskirchen, «Zeit, darüber nachzudenken, was man hätte tun können, um diese un-er-hörte Rebellion gegen Zucht und Ordnung zu verhindern ..»

Der Zögling Körner hat geschwiegen, als man ihn anlässlich der «Rebellion» von Drahoditsch einvernahm. Auch der Häftling Körner schweigt, wenn man ihn – nach dreimonatiger Haft zum ersten Mal – einvernimmt. Er sieht den Untersuchungsrichter mit seinen hellen Augen kühl an und bequemt sich höchstens zu der von einem flüchtigen Achselzucken begleiteten Erklärung: «Ich kann mich an nichts erinnern.» Bis dem Untersuchungsrichter der kalte Schweiß ausbricht und er den schwierigen Häftling wieder in seine Einzelzelle zurückbringen lässt.

Drei Meter lang, zwei Meter breit. Auf und ab geht der Häftling Körner. Es gibt nicht sehr viel zu bedenken, denn alles kam so, wie es der Stratege Körner im Voraus berechnet hat. Und es wird alles so kommen, wie es die ehernen Gesetze der Geschichte fordern.

Die Gefängnisleitung hat es nicht leicht mit ihrem schweigsamen Gefangenen und manch einer, der mit ihm zu tun hat, fühlt sich nicht wohl in seiner Haut. Man hat angesichts dieser aufrechten Gestalt, dieses offenen Blickes unter der hohen, klugen Stirn viel eher das Bedürfnis, den Weisungen des Generals zu folgen, als ihm Weisungen zu erteilen.

Ob man ihm nicht wenigstens eine kleine Ausnahmestelle einräumen dürfte? Eine bescheidene Kostzubusse etwa? Oder, Herr General, wie wär' es mit einem gemütlichen Plausch?

Bewunderer des Generals, an ihrer Spitze der christlichsoziale Zivilkommissär Hofrat Dr. Hemala, der über ausgezeichnete Beziehungen zur Gefängnisleitung verfügt, verwenden sich eifrig für den hohen Häftling. Aber der lehnt ab. Er will keine Kostzubusse, er dankt herzlich für die freundlichen Absichten des Gefängnisgeistlichen; er wünscht keine Besuche. Er möchte nicht mehr und nicht weniger haben als die Mitgefangenen auch. Den Herren der Gefängnisleitung wäre viel wohler in ihrer Haut, der General wäre ein wenig umgänglicher.

... ABER NICHT BESIEGT!

Einmal gelingt es, eine Besucherin zu ihm vorzulassen: die Hausfrau des Generals, eine gütige ältere Dame, möchte ein paar Worte mit ihm wechseln und hat die Erlaubnis erhalten, fünf Minuten mit ihm beisammen zu sein. Der General begrüsst die Dame. Dann sagt er sehr laut und so vernehmlich, dass es alle Umstehenden hören müssen: «Die Demokratie ist geschlagen, gnädige Frau, aber nicht besiegt. Auf die übrigen vier Minuten verzichte ich.»

Die auf Hochverrat lautende Anklage wird umgewandelt in eine solche wegen Beihilfe zum Hochverrat und schliesslich, nachdem die Untersuchung auch nicht die Spur eines belastenden Momentes zutage gebracht hat, zurückgezogen.

Körner wird enthaftet. Ehe er das Gebäude des Landesgerichtes verlässt, wird er noch einen Augenblick zurückgehalten und muss einen Revers unterschreiben:

«Ich verpflichte mich durch meine Unterschrift, mich täglich bis zehn Uhr vormittags auf meinem zuständigen Kommissariat zu melden, keine Korrespondenz mit dem Ausland zu führen, in meiner Wohnung kein Telefon installieren zu lassen und kein Auto zu benützep.»

Er unterschreibt, verlässt raschen Schrittes das Landesgericht, winkt ein Taxi herbei und fährt nach Hause...

Dieses Zuhause wird nun zum Exil.

Zwei Zimmer: das erste, Wohn- und Schlafräum zugleich, mit einem hohen, altmodischen Bett, einem Kasten, Tisch und Sesseln,

einem kleinen bosnischen Rauchtisch und schweren Plüschvorhängen, beherrscht von einer riesigen Holzstallage voller Bücher. Philosophische, militärische und politische Werke. Kein Roman, kein Buch, das zum Rasten einladen könnte und zur Erholung des Geistes. Das zweite Zimmer, eingerichtet mit altdeutschen Speisezimmermöbeln und einem zierlichen Damenschreibtisch, dient dem Empfang der seltenen Besuche.

Und dann die Küche, Reich jeder Hausfrau, aber auch Reich eines Soldaten, der sich mit sechzig Jahren nicht mehr dazu bequemen mag, sich von fremden Händen umsorgen oder gar bedienen zu lassen. So wie er seine Zimmer selbst in peinlicher Ordnung hält, sich nicht scheut, mit Besen und Staubtuch umzugehen und geschickt das Bügeleisen zu handhaben, bereitet er sich jede seiner Mahlzeiten selbst. Sie sind frugal genug, bestimmt für einen Gaumen, der den Kitzel erlesener Speisen niemals kennengelernt hat. Eine Erdäpfelpeise zu Mittag (gekochte Kartoffeln, mit gewöhnlichem Speiseöl übergossen, zählen zu den Lieblingsgerichten!), am Abend ein Stück Brot zur Suppe – das ist die einfache Menüfolge, von der Bürgermeister Körner, ebenso wie der spätere Bundespräsident nur selten und dem Zwang der Verhältnisse folgend, abgehen wird.

Stundenlang sitzt er über seinen Büchern, Sommer wie Winter am Schreibtisch, niemals aber das Zimmer durch einen Ofen erwärmt. Wenn es allzu kalt wird, die Füße im Pelzsack. Wozu heizen? Ist ein alter Soldat nicht abgehärtet genug? Diese Abhärtung bringt es mit sich, dass der General auch niemals einen Mantel oder Hut benützt. Lediglich wenn es die berühmten Schusterbuben vom Himmel regnet, trägt er eine dünne Regenhaut.

REIFE IN DER STILLE

Diese Jahre der Stille, unfreiwillig und unwillkommen dem stetig Schaffenden und Strebenden, sind nicht wegzudenken aus dem Leben Körners. Sie gehören dem Vertiefen gewonnener Erkenntnisse, sie lassen ihn Distanz gewinnen zum Lauf des Staatsgeschichts.

ckes, das er manchmal, selbst entscheidend beeinflusst hat – und beeinflussen wird. Sie werden ihn vorbereiten für die Aufgaben, die seiner noch harren. Am Ende dieser Jahre wird es nichts mehr geben, das ihn wirklich zu erschüttern vermag. Er wird als Vater einer Millionenstadt und schliesslich als Vater des Vaterlandes turmhoch über Hass und Liebe, Leidenschaft und Fanatismus stehen.

Während das Geschick seines Landes sich von dem seinen wieder endlos weit entfernt, geht er ruhig seinen geraden vorgezeichneten Weg ...

Wenige Wochen nach der Haftentlassung wird Körner nochmals vor eine Disziplinarcommission zitiert, die untersuchen will, ob er «gegen die Würde des Standes verstossen» habe. Nach wenigen Fragen, die für die Frager weit peinlicher als für den Befragten sind, kommt doch auf jede gewundene Phrase eine bestechend klare und offene Antwort, lässt man den General seines Weges ziehen.

Als einige Wochen der Zurückgezogenheit verstrichen sind, sieht man die hohe, barhäuptige Gestalt, einem Wahrzeichen des ungebrochenen Widerstandes gleich, wieder öfter in den Strassen der Stadt. Wer ein schlechtes Gewissen hat, schaut weg; die anderen grüssen ihn freudig und sehen ihm noch lange nach. Wenn der Oberst Körner in den Dreck des Schützengrabens kam, dann wich die Angst. Wenn der General Körner durch Wien geht, ist die Hoffnung auf einmal wieder da.

Zweimal wöchentlich taucht zwischen den Studenten und Schülern, die die Russischstunden des Instituts für orientalische Sprachen in der Konsularakademie besuchen, das weissbärtige Antlitz des Generals auf. Er widmet sich mit der Intensität eines Zwanzigjährigen dem Studium dieser Sprache. Es ist eine der wenigen Weltsprachen, die er nicht beherrscht, spricht er doch Englisch, Französisch und von den slawischen Kroatisch und Tschechisch schon seit der Leutnantszeit; dazu noch ein paar Brocken Italienisch, die er sich während des Krieges angeeignet hat.

Neben ausgedehnten Besuchen der Nationalbibliothek findet der

General von nun an fast täglich seinen Weg in die Räume des Militärarchivs, Bücher lesend und für seine Kameraden im Archiv übersetzend – darunter auch eine Reihe russischer Werke, deren Kenntnis Körner in den Tagen des deutschrussischen Krieges zahlreiche wichtige Aspekte eröffnen wird.

Einem Freund, dem er einmal auf dem Weg zur Russischstunde begegnet und der sich über dieses Seltsame «Steckenpferd» Körners ebenso erstaunt wie belustigt äussert, klopfte der General auf die Schulter: «Wir sprechen uns noch, lieber Freund.» Dieses Gespräch wird in den ersten Tagen des deutsch-russischen Krieges geführt und nur die wenigsten ahnen auch nur entfernt dessen Ausgang.

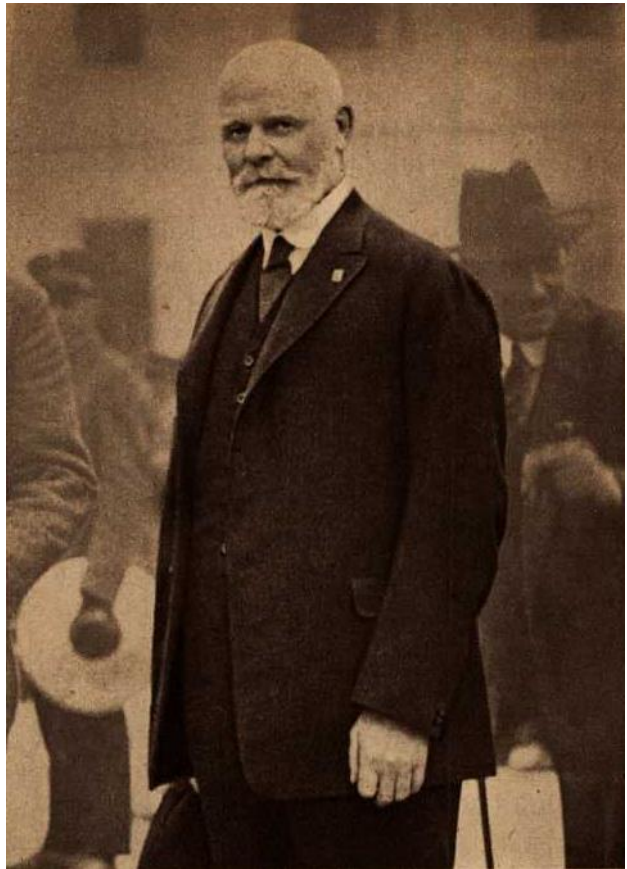
«KONSPIRATION» AM FRÜHEN MORGEN

Der Verkehr mit Gleichgesinnten ist rege in den stillen Jahren nach 1935. Alle schätzen den General ob seiner Zuversicht und seines Optimismus. Wenn die Stimmung ganz gesunken ist, dann kann ein Gespräch mit Körner wahre Wunder wirken. Er wird niemals mit hohlen Phrasen um sich werfen, etwa «wir werden das schon durchhalten, und ihr werdet sehen, es kommen bessere Zeiten. Denkt an mich, was ich euch prophezeie ...» Nein, das ist nicht seine Art. Mit nüchternen Worten schildert er die Lage und an Hand logischer Schlüsse beweist er dann, dass es so oder so kommen muss.

Kein Zweifel, dass die Polizei jeden seiner Schritte überwacht; einmal sagt ein Kriminalbeamter, en passant und sehr im Vertrauen, zu ihm: «Alsdann, Herr General, wenn Sie Ihre Freunde am Abend besuchen, dann ist das sehr verdächtig, weil wir wissen, dass Konspiration immer bei Nacht betrieben wird. Am Nachmittag ist die Geschichte schon weniger gefährlich. In der Früh aber passt kein Mensch auf Sie auf», spricht's und zwinkert ihm vielsagend zu.

Der General zieht die Konsequenzen: seine Besuche bei dem nächsten und besten Freund, Dr. Schärf, der später im achten Bezirk eine Anwaltspraxis betreibt, finden ab sofort nur mehr montags und donnerstags vor acht Uhr früh statt. Diese Konspiration, diese gehe-

**Man sieht ihn
wieder öfter in
den Strassen
der Stadt**



men Verbindungswege zu den Freunden im In- und Ausland bleiben der Polizei verborgen.

Dennoch interessiert sich das Auge des Gesetzes häufig genug für das Privatleben des «Exilierten von der Mahlerstrasse». Mehr als einmal finden Hausdurchsuchungen statt, man schnüffelt nach Büchern, Briefen und Waffen.

Äusserst zuvorkommend führt Körner die Beamten zu seinem Bücherregal und sagt mit einer Geste der Zerknirschung und des Bedauerns: «Es tut mir leid, meine Herren, aber ich habe tatsächlich hochverräterische Bücher hier.»

Einer der Beamten stürzt sich mit wahrer Begeisterung auf eine

lange Reihe von dreiundzwanzig schwarz gebundenen Büchern, die überdies, höchst verdächtig, in französischer Sprache geschrieben sind.

«...Na, da sieht man's ja, die ganze politische Schundliteratur gleich fein säuberlich in einer Reihe», triumphierte der Beamte.

«Ja, ja, da haben wir's», nickt Körner betrübt.

Als der zweite Beamte sich auf den «Fund» stürzt, stutzt er einen Augenblick, nimmt seinen Kollegen am Arm und beide ziehen sich überraschend schnell zurück.

Körner aber stellt die «verdächtigen» Bücher auf die Stellage zurück. Es sind die gesammelten Briefe Napoleons. Dann geht er hin, sperrt eine Truhe auf und entnimmt ihr jene Werke, die von der Polizei eben vergeblich gesucht wurden.

Der tiefe und jeder Bissigkeit entbehrende Humor Körners, in vielen Militärjahren von straffster Disziplin überdeckt, bricht sich nun immer mehr Bahn, blüht, manchem Mitmenschen zur Freude und Ergötzung.

EINE BEDEUTUNGSVOLLE STUDIE

Auch mit den Machthabern des Jahres 1938, die diese überragende Persönlichkeit nur zu gern für sich gewinnen möchten, wird Körner auf seine Art fertig. Weniger humorvoll zwar, aber umso drastischer. Man legt ihm nahe, sich um die Reaktivierung zu bewerben und stellt ihm zu diesem Zweck einen Fragebogen zu.

Er steht nicht an, dieses Formular genau auszufüllen; und zwar derart sorgfältig mit Angabe sämtlicher Funktionen im Rahmen der Sozialdemokratischen Partei, dass man lieber stillschweigend auf einen Mitarbeiter verzichtet, der nicht gewillt scheint, sein Offiziersmännelchen nach dem neuen Wind zu hängen.

Den zweiten Weltkrieg verbringt Körner grösstenteils im Kriegsarchiv, wo er weiter an Übersetzungen und an verschiedenen Studien arbeitet und sich über die Ereignisse des Tages auf dem Laufenden hält. Als man im Gange einer 1944 gegen ihn geführten Untersuchung eruiert, dass er während der ganzen Zeit ungeniert sämtliche

geheimen und geheimsten Befehle des OKW studiert hat, erhält er strengstes Hausverbot. Doch das ist schon reichlich spät.

In der Stille des Kriegsarchivs entsteht auch eine militärwissenschaftliche Arbeit Körnefs, der in diesen Tagen weltweite Bedeutung zukommen könnte, wenn ...

Dies ist die Geschichte von den «Gedanken zu zwei Briefen des Generals Clausewitz», geschrieben von Theodor Körner, General a. D., im Jahre 1940:

In der Märznummer 1937 der in[^] Berlin erscheinenden und vom Reichskriegsministerium herausgegebenen «Militärwissenschaftlichen Rundschau» werden zwei bis dahin fast unbekannte Briefe des Generals Clausewitz über «Gedanken der Abwehr» bei einem eventuellen österreichischen Angriff veröffentlicht. (Die Briefe wurden 1827 geschrieben, zu einem Zeitpunkt, da Clausewitz als «revolutionärer» General in Ungnade gefallen war.)

Auf diese Veröffentlichung wird Körner 1940 von einem gewissen Major Regenauer aufmerksam gemacht, einem Reichsdeutschen, der bereits seit Ende des ersten Weltkrieges im Kriegsarchiv arbeitet und mit dem sich der General gelegentlich über fachliche Fragen unterhält.

Körner liest die beiden Briefe und entwickelt in einem anschließenden Gespräch eine Reihe von Gedanken, die dem Major so sensationell erscheinen, dass er bittet, die Ideen schriftlich festzuhalten.

Der General, der sich seit Jahrzehnten schon mit den bahnbrechenden militärischen Erkenntnissen Clausewitz' befasst, willfährt diesem Ansuchen und einige Wochen später schon hält Major Regenauer ein Exposé in Händen, in dem, ausgehend von den Gedanken Clausewitz', eine militärische Schau grössten Stils geschaffen wird, die alle orthodoxen Anschauungen der Kriegführung über den Haufen rennt. Nicht mehr und nicht weniger wird in diesem knapp 30 Seiten umfassenden Schriftstück logisch bewiesen, als dass Deutschland, sollte es sich in einen Krieg mit Russland einlassen, diesen Feldzug unweigerlich verlieren müsste. Grund a), Grund b)

und Gedanke c) sind so plausibel und folgerichtig formuliert, dass sie selbst einem Laien einleuchten müssen.

Der Major wird blass und bittet den General um die Erlaubnis, dieses Schriftstück, das höchsten strategischen Wert besitzt, dem OKW vorlegen zu dürfen. Körner hat nichts dagegen einzuwenden, gibt aber zu bedenken, dass die Herren vom OKW sich von einem pensionierten österreichischen General bestimmt nicht die Augen öffnen lassen würden.

Er soll recht behalten: Major Regenauer bekommt das Exposé schon nach kurzer Zeit mit ein paar nichtssagend höflichen Worten zurück. Es besteht durchaus der Eindruck, dass es ausser dem Unteroffizier, der die Briefe öffnet, niemand auch nur durchgeblättert hat...

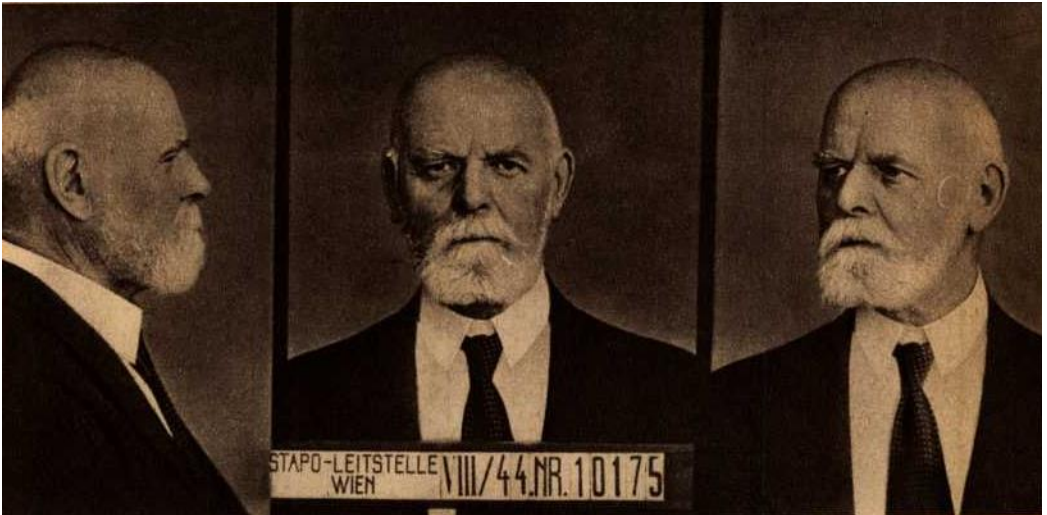
«HAUPTQUARTIER» CAFÉ IMPERIAL

Nicht nur die Geheimbefehle des OKW weiss sich General Körner zu verschaffen. Er ist auch über alle Ereignisse des Auslandes laufend informiert, hat er doch sein «Hauptquartier» im Café Impérial aufgeschlagen. Dabei geht er von der richtigen Annahme aus, dass die Zusammenkünfte, die er dort mit Gesinnungsgenossen abhält, in dieser Hochburg der nationalsozialistischen Herrscherclique niemandem verdächtig vorkommen werden. Angesichts hoher SS-Funktionäre und Regierungsgewaltiger, die im Hotel Imperial abgestiegen sind und im Kaffeehaus eine Schale «Ersatz» zu sich nehmen, wird zwei Tische weiter, dort, wo der imponierende Herr mit dem weissen Bart sitzt, munter über das Ende des Dritten Reiches debattiert, werden Meldungen von Freunden des In- und Auslandes ausgetauscht.

Auch einen Radioapparat, ein Siebenröhren-Supergerät, hat sich Körner, der das Radio wie das Telephon verabscheut («Wenn ich Zeit habe, dann lese ich und wenn ich keine habe, brauche ich kein Radio», pflegt er zu sagen), ein Radio hat er also in – seinem mit einer Doppelwand ausgestatteten Kleiderkasten installiert, mit Hochantenne und allem was zu einem besseren Apparat dazugehört. Wenn er hören will, kriecht Körner in den Schrank.

Dreimal finden nach den turbulenten Julitagen des Jahres 1944 Hausdurchsuchungen statt – dreimal haben gefinkelte Kriminalbeamte in den Kleiderkasten des Generals geschaut (der steht dabei, die Hände auf dem Rücken verschränkt und seine Augen sehen aus, als läche er, obwohl doch sein Mund fest geschlossen ist). Den Radioapparat hat niemand gefunden.

Schliesslich wird Körner aber doch noch einmal verhaftet und in das berüchtigte Haus der Gestapo auf dem Morzinplatz gebracht. Er



Körner als Gestapo-Häftling Nr. 10.175

teilt die Zelle mit einem zweiten verdächtigen «Individuum», das bereits mehrmals «gesessen» ist und alle Schliche und Kniffe kennt, die man braucht, um in diesem Hause leben zu können. Der General ist, wie immer in seinem Dasein, ein äusserst rasch auffassender und gelehriger Schüler: schon nach wenigen Tagen bedeutet es ihm kein Geheimnis mehr, wer in den Nachbarzellen untergebracht ist, unterhält er einen regelrechten Nachrichtenverkehr mit einer Reihe von Schicksalsgefährten.

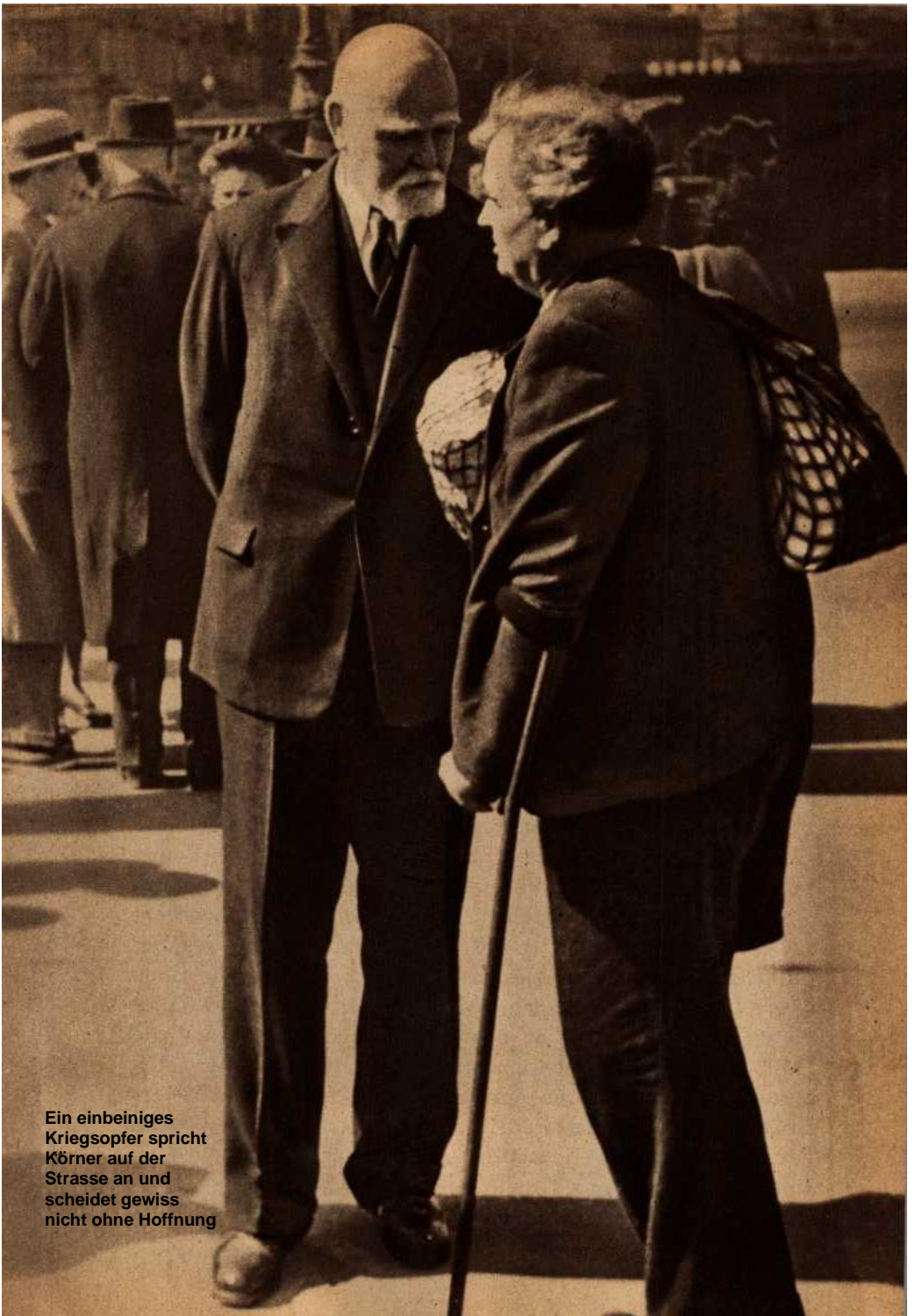
Nach wenigen Tagen bereits gelingt es ihm – schon sind die Beamten nicht mehr so grob wie in den ersten Kriegsjahren, schon machen sie dem prominenten Häftling Andeutungen, dass sie im Grunde ihres Herzens auch «dagegen» seien – in eine andere Zelle transferiert zu werden, in der er einen guten Freund weiss. Die Freude des Wiedersehens ist gross. Zwei Männer, die sicher sind, bald das Ärgste überstanden zu haben, verbringen die langen Stunden der Haft mit Pläneschmieden. Der neue Gefährte Theodor Körners hört auf den Namen Oskar Helmer.

DIE FREUNDE SIND BESORGT

Ein einziges «Betätigungsfeld» bleibt Körner nach seiner Haftentlassung und nachdem man ihm den Zutritt zum Militärarchiv untersagt hat: er ist Luftschutzwart seines Hauses geworden und nimmt dieses Amt gerne auf sich, entbindet es ihn doch von der Pflicht, sich während der Luftangriffe im Keller aufzuhalten.

Wenn er sich nicht gerade seinen Studien daheim hingibt (Brille auf der Nase, Füsse im Fellsack), dann macht er ausgedehnte Spaziergänge, besucht Bekannte. Die sehen den General in den letzten Kriegsmonaten mit steigender Besorgnis an: er will ihnen nicht recht gefallen. Seine aufrechte, gerade Haltung hat viel von ihrer Straffheit eingebüsst, tiefe Schatten lagern unter den eingesunkenen Augen, deren jugendlicher Glanz merklich verblasst. Und was die Freunde zu Tränen erschütteret: er, der immer Agile, Frische, Lebhaftige, sinkt, kaum dass er einige Minuten in einem warmen Zimmer sitzt, in sich zusammen; der Kopf fällt ihm auf die Brust. Körner schläft mitten in der lebhaftesten Debatte ein.

Die Freunde sind ernstlich besorgt, wollen ihn bewegen, einen Arzt aufzusuchen – obwohl sie alle mehr oder weniger genau wissen, was dem bis vor Kurzem so Rüstigen letzten Endes fehlt: Ihm fehlt gewiss aktive Betätigung. Ihm mangelt es aber in erster Linie an anständigem, kräftigem Essen. Selbst der gestählte Körper eines Körner ist den Entbehrungen dieser Kriegsmonate nicht gewachsen. Er muss verfallen, wenn er ausschliesslich von



Ein einbeiniges
Kriegsopfer spricht
Körner auf der
Strasse an und
scheidet gewiss
nicht ohne Hoffnung

einer Handvoll Erdäpfel täglich ernährt wird, während grosse Teile der an sich nicht gerade üppigen Rationen, Gemüse und Obst mit eingeschlossen, von ihm an Frauen und Kinder verschenkt werden. Die Freunde bieten alle List und Überredungskunst auf, um ihn zu bewegen, an einer Mahlzeit teilzunehmen. Da aber bleibt er unerbittlich; sobald die Suppenschüssel auf den Tisch kommt, erhebt er sich und geht. Er will niemanden schädigen. Lediglich wenn irgendwo eine Mokkakanne dampft, wird der Starke schwach und – bleibt.

Die Zeit der schwersten Luftangriffe verbringt Körner mit Vorliebe auf der Strasse. Hände in der Hosentasche, steht er in diesen warmen Vorfrühlingstagen des Jahres 1945 mitten auf der Gasse und beobachtet die silbernen Vögel über sich.

EIN MANN GEGEN EIN FLAMMENMEER

Am gleichen Tage, da die Oper in Rauch und Flammen aufgeht, prasseln Spreng- und Brandbomben auf das Haus Mahlerstrasse 5 (sie heisst in diesen Tagen noch Meistersingerstrasse). Der Luftschutzwart Körner, der im selben Augenblick von der berstenden Türe seines Hauses zu Boden geworfen wird, da er auf die Strasse treten will, macht hinkend kehrt. Vorbei an aufgeregten und aufgelösten Hausbewohnern, die in wilder Hast und überstürzter Angst ihre Habseligkeiten in Sicherheit bringen, steigt er auf den Boden und versucht, ein Mann gegen ein ganzes Flammenmeer, mit Sand und Wasser zu löschen. Schon nach kurzem, vergeblichem Bemühen sieht er die Aussichtslosigkeit seines Beginns ein, hinkt auf die Strasse zurück. Ein kurzer Blick überzeugt ihn, dass mit dem Rudel verstörter Hausbewohner nichts anzufangen ist. Er geht, das Bein schmerzt wie die Hölle, zur Oper, wo sich eine Handvoll hilfloser Feuerwehrleute mit einer winzigen Spritze bemüht, der Flammen Herr zu werden. Ein ebenso trauriger wie grotesker Anblick. Man beratschlagt eine Weile und entschliesst sich endlich, da man einsieht, dass das grosse Objekt keinesfalls zu retten ist, wenigstens den Versuch zu unternehmen, das brennende Haus in der Mahler-

strasse zu löschen. Nach drei Stunden gibt der Luftschutzwart das Zeichen: Feuer aus.

Das Kriegsende naht.

Theodor Körner, der kaum ein Ereignis seines Lebens jemals zu Papier gebracht hat, schreibt just darüber:

Erinnerungen zu schreiben fällt mir schwer. Tagebuch habe ich keines geführt. Und wenn man nicht jedes Ereignis unmittelbar verzeichnet, entspricht die Niederschrift nicht ganz der Wahrheit, denn jede Erinnerung verändert sich schon am nächsten Tag in eine andere Gestalt und meist zum Vorteil des Schreibenden. Der Schreck von heute ist in der Erinnerung am nächsten Tag eine Heldentat. – Unter dieser Voraussetzung bemerke ich einleitend, dass ich das Gefühl habe, eigentlich nichts Besonderes erlebt zu haben.

Anfangs verfolgte ich als ehemaliger Soldat die militärisch ganz normal verlaufenden Ereignisse und Kämpfe wie im vorhergegangenen Krieg. Neu gegenüber der Vergangenheit waren nur das Luftbombardement und die Panzer.

Da nistete sich eines Tages ein Kommando eines SS-Panzerregimentes im Grand-Hotel in der Mahlerstrasse ein. Bald darauf kam russisches Artilleriefeuer in unsere Gasse. «Die bleiben nicht lang», dachte ich mir, und «die Russen sind ganz nahe».

Am zweitnächsten Tag bemerkte ich, dass die Panzertruppe ihr Bündel schnürte. Anzeichen für den Rückzug! Und richtig, am nächsten Morgen, ich glaube, es war der 12. April, waren sie weg. Die Strassen menschenleer. Die Bewohner steckten alle in ihren Kellern.

Artillerie schoss noch umher. Dann wurde es ruhig. Die ersten Infanterieplänker marschierten in Gefechtsformation durch die Kärntner Strasse gegen den Stephansplatz. Dann wurde es ruhiger.

Die Deutschen leisteten anscheinend keinen Widerstand mehr. Da ich vermutete, dass die Luft rein sei, nahm ich zwei Kübel, um mir Wasser aus dem Bunker neben der Oper zu holen. Ich wollte die Kärntner Strasse überqueren und sah dabei am Ring russische Soldaten stehen, als plötzlich zwei russische Granaten ein paar Schritte vor mir explodierten. «Patzer», dachte ich ärgerlich, «schießt die Artillerie mitten unter die eigenen Leute». Mein Trommelfell wurde dabei so erschüttert, dass ich heute noch schlechter höre.

Dann wanderte ich in die Stadt. Am Kai wurde geschossen und gekämpft, deshalb ging ich zum Rathaus. Dort waren schon Unberufene, wohl Ausländer, am «Werk» und schlepten Möbel auf die Strasse. Ich sagte einem Rathausportier, er möge weisse Fahnen oder Staatsfahnen hissen.

Die rot-weiss-roten Fahnen – kein Mensch vermag zu sagen, wo sie in der Eile herkommen – werden, wie es Körner angeordnet hat, sofort hochgezogen. Wer seine Nase für Augenblicke nur aus dem Keller steckt, kann die Flaggen in den blauen Frühjahrs-himmel wehen sehen. Und manch einer weint vor Freude.

Der General aber wandert zurück zur Inneren Stadt. Als er, von der Kärntner Strasse kommend, in die Mahlerstrasse einbiegen will, starren ihm aus den zertrümmerten Fenstern des «Deutschen Eck» zwei Maschinenpistolen entgegen. Zwei russische Soldaten springen auf, die beim Anblick des grossen, schwarzgekleideten Zivilisten wesentlich mehr erschrecken als er bei dem ihren.

Lächelnd spricht Körner die beiden in ihrer Muttersprache an.

«Wo ist der Feind?» fragen sie ihn verdutzt.

«Er ist nicht mehr da.»

«Es ist gut.»

«Ja, es ist sehr gut», sagt Körner ruhig und wendet sich seinem Wohnhaus zu.

«EINE NEUE, BESSERE ZEIT»

AM ANFANG WAR IMPROVISATION ...

Im Briefkasten steckt ein Zettel, offenbar eilig aus einem Notizbuch gerissen, mit flüchtigen Schriftzügen bedeckt:

«Lieber Körner, bitte komme morgen um neun Uhr ins Rathaus. Wir treffen uns in den Räumen des Bürgermeisters.

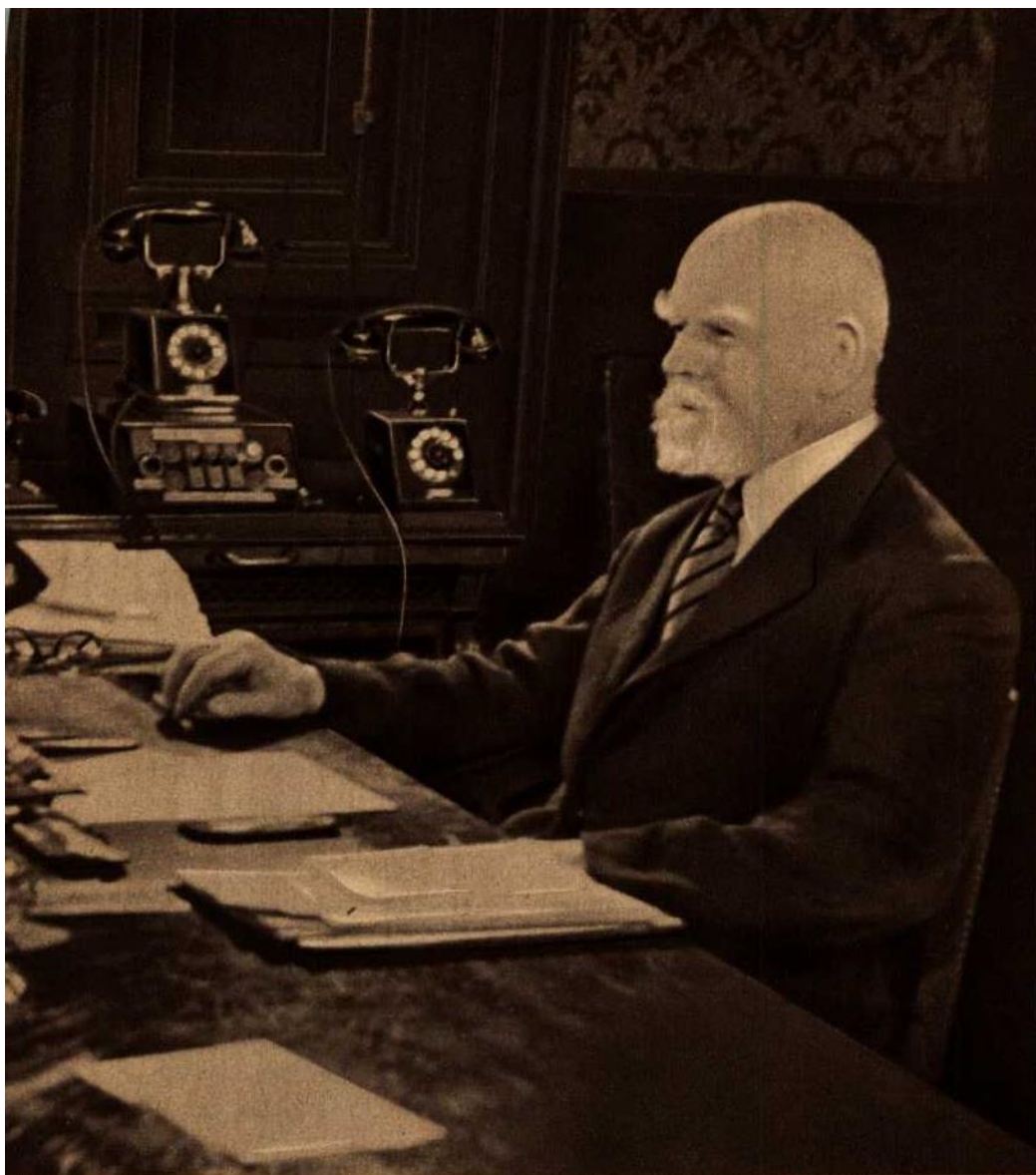
Schärf.»

Körner dreht das Blatt einen Augenblick sinnend zwischen den Händen – ... bitte komme ...» steht darauf.

Der mäandrische Lauf des Staates hat den geraden Weg des Generals wieder einmal berührt. Und das heisst dann «... bitte komme ...»

Freitag, der 13. April, ist ein trüber Tag. Körner steigt – das Bein schmerzt noch immer bei jedem Schritt – über Trümmer, geht Granatrichtern aus dem Wege, schlägt einen grossen Bogen um den Heldenplatz, auf dem eine ganze Batterie Geschütze steht, vorbei an der Museumstrasse, von wo noch etliche Stalinorgeln drohend starren. Rundumher Rauchwolken und Feuersäulen einer aus tausend Wunden blutenden Stadt.

Die Tore des Rathauses stehen weit offen. Das grosse Gebäude ist zwar nicht beschlagnahmt, aber zum Teil «in Benützung genommen». Im Hof brennt Feuer, in dessen Umkreis sich Soldaten häuslich niedergelassen haben. Pferde sind an die schmiedeeisernen Gitter gebunden, Stroh liegt umher. Und viel Schmutz. Schmutz bedeckt auch die Stiegen. Durch die leeren Fensterhöhlen bläst kalter Wind.



Zunächst gibt es nur diesen Mann und diesen Schreibtisch, aber bald wächst die Arbeit, die Verantwortung und – der Aktenstoss. Trotz allem ist Körner einer der unbürokratischsten Männer des Wiener Rathauses

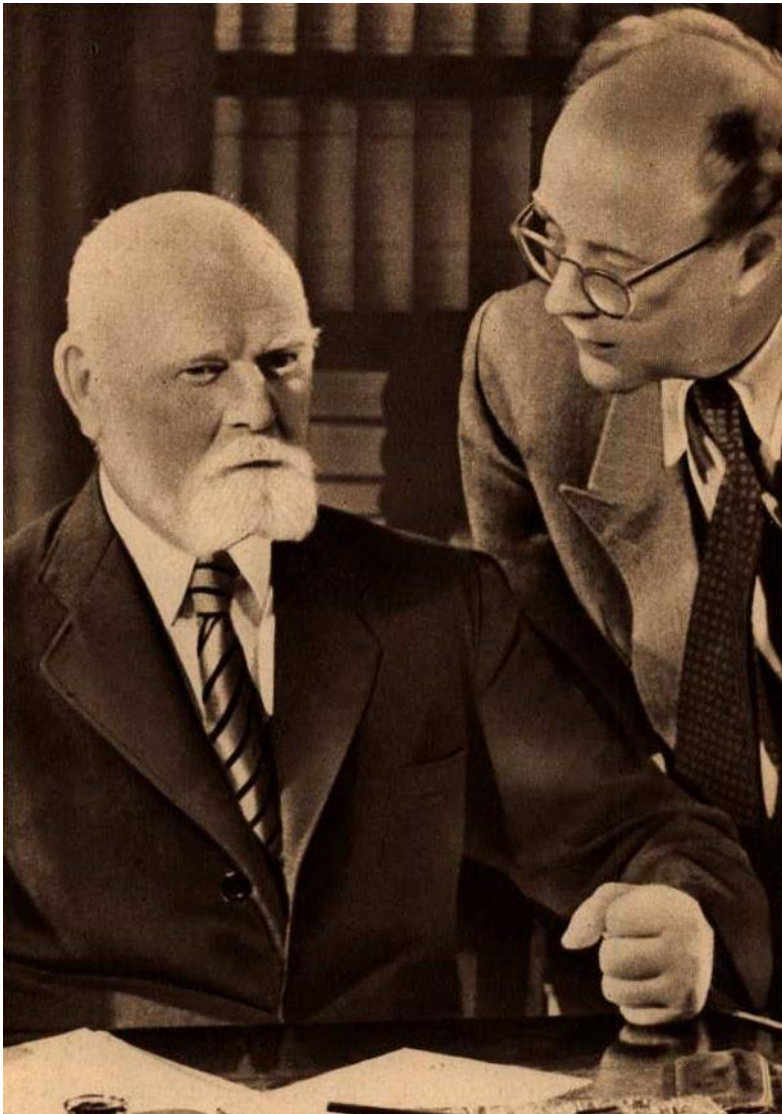
Im sogenannten «Roten Salon» der Bürgermeisterwohnung stehen die Freunde: Dr. Schärf, der ehemalige Vizebürgermeister Emmerling und die früheren Stadträte Honay, Speiser und Weber. Oskar Helmer, den man auch eingeladen hatte, konnte nicht kommen. Dem Mann, dem künftig das gesamte Sicherheitswesen Österreichs unterstellt sein wird, gelang es nicht, sich aus seiner in Döbling gelegenen Wohnung bis zur Inneren Stadt durchzuschlagen . . .

Die Männer reichen einander die Hände. Sie reden nicht viel. Sie spüren, dass dieser Augenblick, da sie in einem kalten, fensterlosen Zimmer stehen, da vom Hofe das Schreien der Soldaten und das Wiehern der Rosse heraufschallt, dass dieser Augenblick einer der feierlichsten in ihrem Leben ist. Und sie vermögen nicht genau zu sagen, ob ihnen die Augen ausschliesslich vom beissenden Qualm des Feuers unter den Arkadengängen brennen ...

«ICH WERDE EUCH NICHT IM STICH LASSEN»

In hastigen Worten unterrichtet man Körner, was sich inzwischen ereignete: die im Auerspergpalais amtierende Leitung der «Österreichischen Widerstandsbewegung», kurz «0 5» genannt, zur Stunde die einzige «offizielle» österreichische Stelle, hat den ehemaligen sozialdemokratischen Stadtrat Weber zum Bürgermeister von Wien bestellt. Sie hat ihm einen Ausweis in die Hand gedrückt und ihn gebeten, zusammen mit einem gewissen Herrn Prikryl, einem Kommunisten, die Amtsgeschäfte zu beginnen. Weber aber möchte nichts ohne Zustimmung seiner Freunde unternehmen; er verständigte Dr. Schärf, der seinerseits die kleine Freundesschar zur Beratung ins Rathaus rief.

Noch ehe man allgemein zu besprechen beginnt, nimmt Dr. Schärf den General beiseite. Ob er unter Umständen gewillt sei, den Posten eines Bürgermeisters anzutreten? Körner lehnt zunächst unter Hinweis auf seine geschwächte Gesundheit ab. Und überdies: wie könne er eine so verantwortungsvolle Stellung ausfüllen, wenn er von den Voraussetzungen nicht die leiseste Ahnung habe?



Skeptiker, die über die Wahl eines «alten Herrn» zum Bürgermeister nörgeln, erleben ihre Wunder: die Agilität Körners, der Nachdruck, mit dem er neue Ideen durchsetzt, stellt manchen Dreissigjährigen in den Schatten und bringt die Raunzer zum Schweigen

«Du wirst es lernen, wie du alles gelernt hast», dringt Dr. Schärf in ihn. Und: «Du darfst uns jetzt nicht im Stich lassen.»
«Ich werde euch nicht im Stich lassen.»

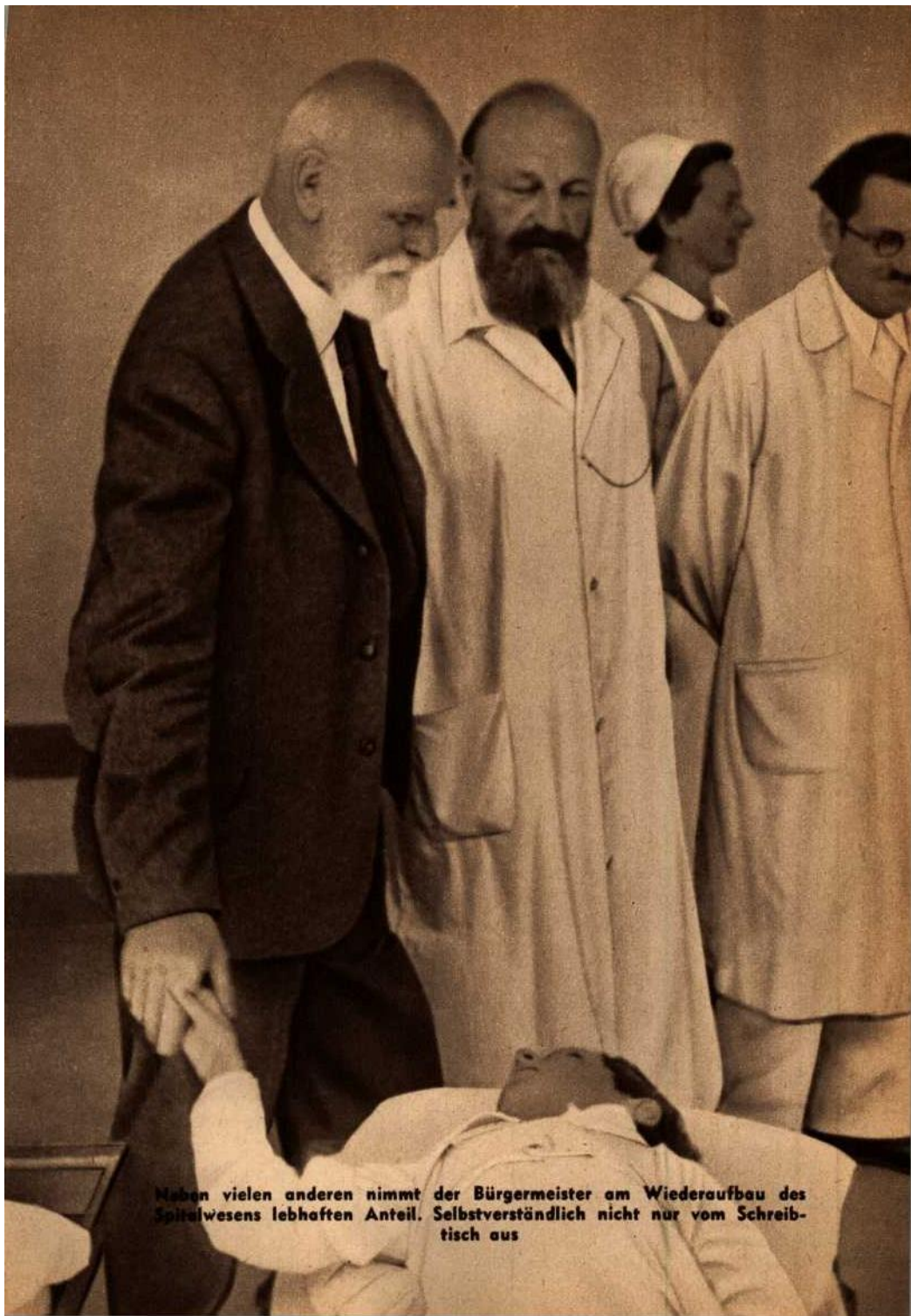
So hat sich nun erfüllt, was in diesem Kreis schon lange vor dem Einzug der Russen feststand: Körner ist Bürgermeister von Wien.

Während man noch berät, amtiert der «Vizebürgermeister» Prikryl munter drauflos: sein Zimmer gleicht einem Ameisenhaufen. Einige der Besucher haben schriftliche Empfehlungen aus dem Palais Auersperg, und Prikryl bestätigt, unterschreibt, weist zu, dass es eine wahre Lust ist. Die Bewerber um kommissarische Leitungen nationalsozialistischer Betriebe werden ebenso befriedigt wie die Stellensucher und Amtspostenjäger. Ein Dokument mit einer im Rathaus vorgefundenen Stampiglie «Bürgermeisteramt der Stadt Wien» versehen, mag in diesen Tagen Wunder wirken. Man ist keineswegs engherzig; es stört auch nicht weiter, dass ein Posten drei- bis viermal besetzt wird, da man in der Eile zu notieren vergisst, wem welches Amt zugesprochen wurde. Da kann es dann vorkommen, dass es etliche Anwärter für einen Sessel und damit die heftigsten Auseinandersetzungen gibt.

Sie zu schlichten, obliegt unter vielem anderem dem wirklichen Bürgermeister.

DER STADTKOMMANDANT WUNDERT SICH

Der wird am darauffolgenden Tag bereits bestellt. Er heisst Theodor Körner und macht am gleichen Tag noch seinen Antrittsbesuch beim russischen Stadtkommandanten. Generalleutnant Blagodatow ist aus zweierlei Gründen erstaunt: zunächst wundert er sich, dass ihn der Bürgermeister in fließendem Russisch anspricht, und zweitens darüber, dass es überhaupt bereits einen Bürgermeister gibt. Vielleicht wird der Stadtkommandant durch die Anrede in seiner Muttersprache in eine derart günstige Stimmung versetzt, dass er gnädigst entscheidet: der Bürgermeister darf in seinem Amt bleiben, vorläufig aber keine Wei-



Neben vielen anderen nimmt der Bürgermeister am Wiederaufbau des Spitalwesens lebhaften Anteil. Selbstverständlich nicht nur vom Schreibtisch aus

sungen an die Bezirksbürgermeister geben. (Es sind deren immerhin einundzwanzig, und die führen ein sehr autarkes Register.) Die Bestätigung, sagt Generalleutnant Blagodatow, werde in den nächsten Tagen erfolgen.

Am 18. April ist es so weit. Als Bürgermeister Körner tags darauf, zeitig morgens wie immer, zu seiner neuen Dienststelle kommt, verweigern ihm russische Soldaten den Zutritt. Niemand darf in das Rathaus gehen, es findet darin eine Suche nach verborgenen Waffen statt.

Auch gut, sagt der Bürgermeister lakonisch, nimmt seine Tasche und setzt sich auf eine Bank im Rathauspark. Und beginnt zu arbeiten.

Dies ist die erste in einer unabsehbaren Reihe von Improvisationen, deren jede einzelne ein Husarenstück, einen Ritt über den Bodensee, darstellt.

Denn so sieht Wien in diesen Apriltagen des Jahres 1945 aus: (diese Zahlen muss man sich immer wieder ins Gedächtnis rufen, um ermessen zu können, was der Mann leistet, der an der Spitze der Stadtverwaltung steht).

52 Luftangriffe haben 8'769 Todesopfer gefordert.

In zehn schweren Kampftagen bürsteten 2'266 Zivilisten das Leben ein.

Von 1.000 Lebendgeborenen sterben nicht weniger als 192.

21.317 Häuser, das sind 21 Prozent des gesamten Hausbesitzes, sind zerstört, 110.000 Wohnungen unbenützlich geworden.

70.000 elektrische Zähler, 5.700 Transformatoren vernichtet, 15.000 Kabelschäden am Verteilernetz.

Grosse Teile der Wasserleitung sind zerstört, manche Bezirke müssen das Wasser ausschliesslich aus den wenigen vorhandenen Brunnen beziehen.

Das Gasleitungsnetz weist mehr als 3.000 Rohrbeschädigungen auf, die Verwüstung des Leopoldauer Gasometers macht die Gasversorgung weiter Teile der Stadt unmöglich.

Jeder sechste Strassenbahnwagen ist vollkommen ramponiert, jeder zweite schwer beschädigt; die Geleise weisen insgesamt 500 Bombentrichter auf, zwölf Kilometer des Schienenweges sind aufgerissen.

Auf den Strassen liegen Hügel von Menschenleichen und Tierkadavern, Gebirge von Schutt und Müll, es gibt keine Rettung, keine Feuer-



Am Anfang war ein Trümmerhaufen. Aber bald schon werden für ein Haus nach dem anderen, für zahlreiche Siedlungen Grundsteine gelegt

wehr, keine Kehrlichtabfuhr. Die Spitäler sind überfüllt, die Sterblichkeitsziffer erreicht eine unvorstellbare Höhe, Medikamente sind unbekannte Begriffe, Seuchen stehen vor der Tür. Wochenlang erreicht Wien kein einziger Nahrungsmittelzug. Von Brenn- und Baumaterial ganz zu schweigen.

Es ist nicht leicht, Bürgermeister dieses verzweiflungsvollen Trümmerhaufens zu sein!

Dies ist der Anfang:

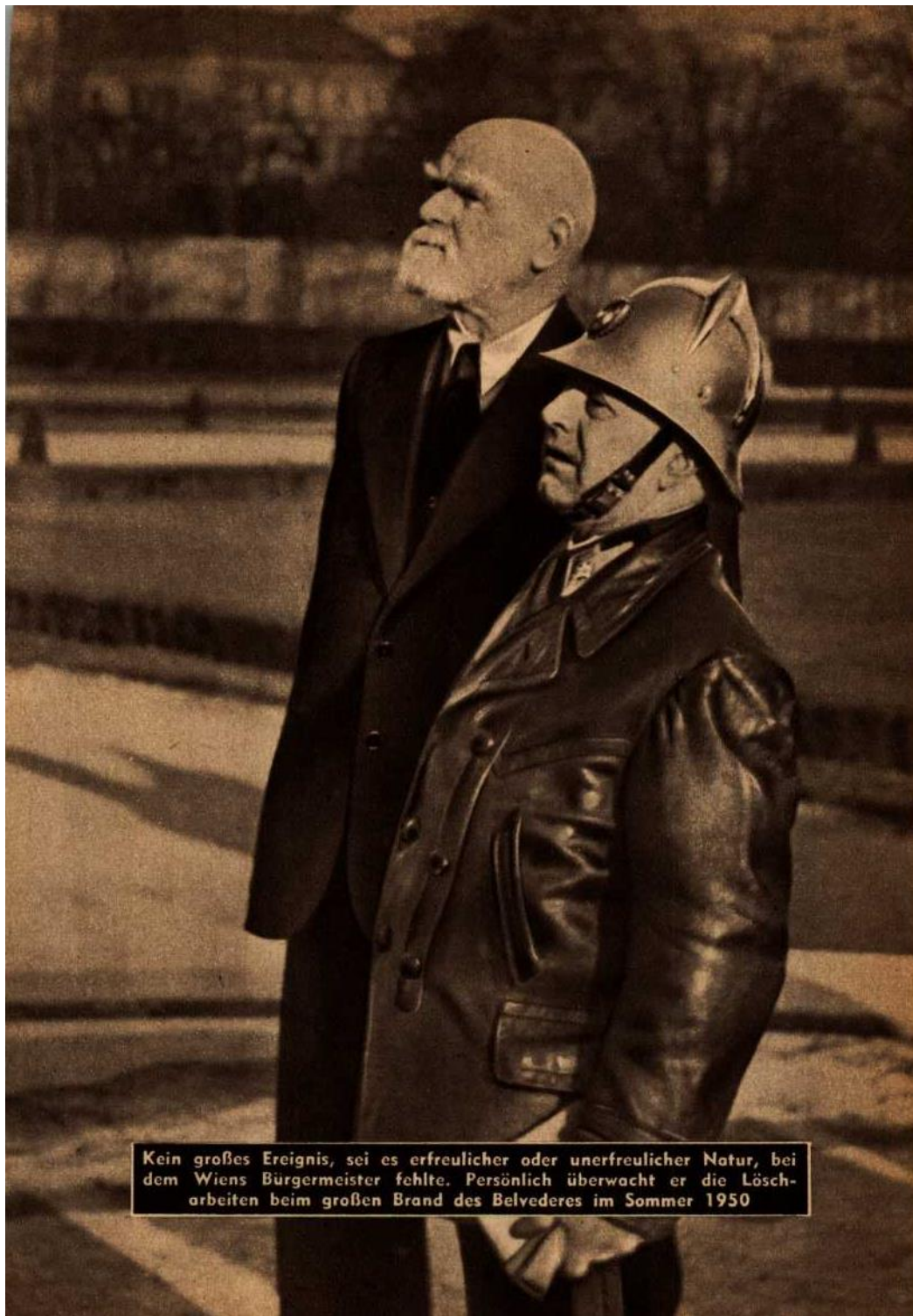
In einem grossen Zimmer steht ein Schreibtisch. Der neu ernannte Bürgermeister geht in das Zimmer, setzt sich an den Schreibtisch und arbeitet. Niemand hindert ihn daran, denn es gibt niemanden, der ihn daran hindern könnte. Er ist Stadt und Staat und höchste Autorität in einer Person.

Während draussen in den Vorzimmern ein fortwährendes Kommen und Gehen ist, einander, alte Freunde in die Arme fallen und wildfremde Menschen sich als alte Freunde ausgeben, während dort noch Unsicherheit herrscht, weil niemand weiss, wer wem etwas zu sagen hat, ein Wellengang, der trübe Existenzen hochspült und dunkle Elemente wegspült: während all dem wird im Bürgermeisterzimmer gearbeitet.

Nachdem in gemeinsamer Beratung die Mitglieder des Stadtsenates bestimmt worden sind, macht sich der Bürgermeister an seine eigenen Geschäfte, von deren Beschaffenheit er noch nicht die leiseste Ahnung hat. Aber das ist auch nicht notwendig. Noch ist der Beamtenapparat so unvollständig, dass an eine konzentrierte organisatorische Tätigkeit nicht zu denken ist. Alles ist Improvisation in diesen Tagen, ein ewiges Loch-auf-Loch-zu, Soforthilfe, wo immer es möglich ist.

DIE ERSTE «AMTSHANDLUNG»

Die Tür des Bürgermeisterzimmers kommt keinen Augenblick zur Ruhe. Wer immer will, kann ungehindert eintreten, seine Wünsche vortragen, auf Verständnis und Entgegenkommen rechnen: tausendmal bewährt sich der Soldat des Weltkrieges in der Meisterung überraschender Situationen, trifft er mit



Kein großes Ereignis, sei es erfreulicher oder unerfreulicher Natur, bei dem Wiens Bürgermeister fehlte. Persönlich überwacht er die Löscharbeiten beim großen Brand des Belvederes im Sommer 1950

sicherem Instinkt die einzig richtige, weil unbürokratische Lösung.

Seine erste «Amtshandlung» besteht darin, für die vier klapprigen Fahrzeuge, die der Gemeinde Wien zur Verfügung stehen und die das einzige Beförderungs- und zugleich Verständigungsmittel in dieser zerstörten Stadt darstellen, Benzin zu besorgen. Der Bürgermeister geht zu den im Hof kampierenden Russen und borgt sich Benzin aus.

Am 19. April hat sich Bürgermeister Körner zwei Kanister Benzin ausgeliehen, um die vier Fahrzeuge der Gemeinde in Gang bringen zu können. Am 29. April nehmen die fünf wichtigsten Linien der Strassenbahn, den Betrieb auf! Aber ...

« ... ich habe immer betont, dass meine Arbeit sehr gering, dass das doch alles eine Kollektivleistung ist, eine Leistung des gesamten Volkes. Ich denke da vor allem an die meist unbekannt und ungenannten Arbeiter der Hand und des Kopfes, denen die Arbeit ja eigentlich obliegt und die unermüdlich am Aufbau gearbeitet haben . .

... sagt Körner einmal später, als von den gigantischen Leistungen der unmittelbaren Nachkriegszeit die Rede ist.



«Zirkus Körner» – und ein Dompteur, noch dessen Peitsche sogar der Amtsschimmel tanzt. Das Mädchen Vienna aber freut sich lächelnd

(Nach einer Karikatur)



Der Bürgermeister auf dem Brunnenmarkt, übrigens bei einer sehr charakteristischen Handlung: er pflegt jedem die Hand zu geben. Auch dies ist eines der Geheimnisse seiner grossen Popularität

Er organisiert, interveniert, verhandelt, überredet, beschwört, argumentiert, läuft hundertmal zur Besatzungsmacht (ihm sind letzten Endes die ersten lebensrettenden Erbsenlieferungen zu verdanken), bildet sich einen Mitarbeiterstab, sortiert all die Glücksritter und Hasardeure aus: das alles zehn, zwölf, vierzehn Stunden am Tag.

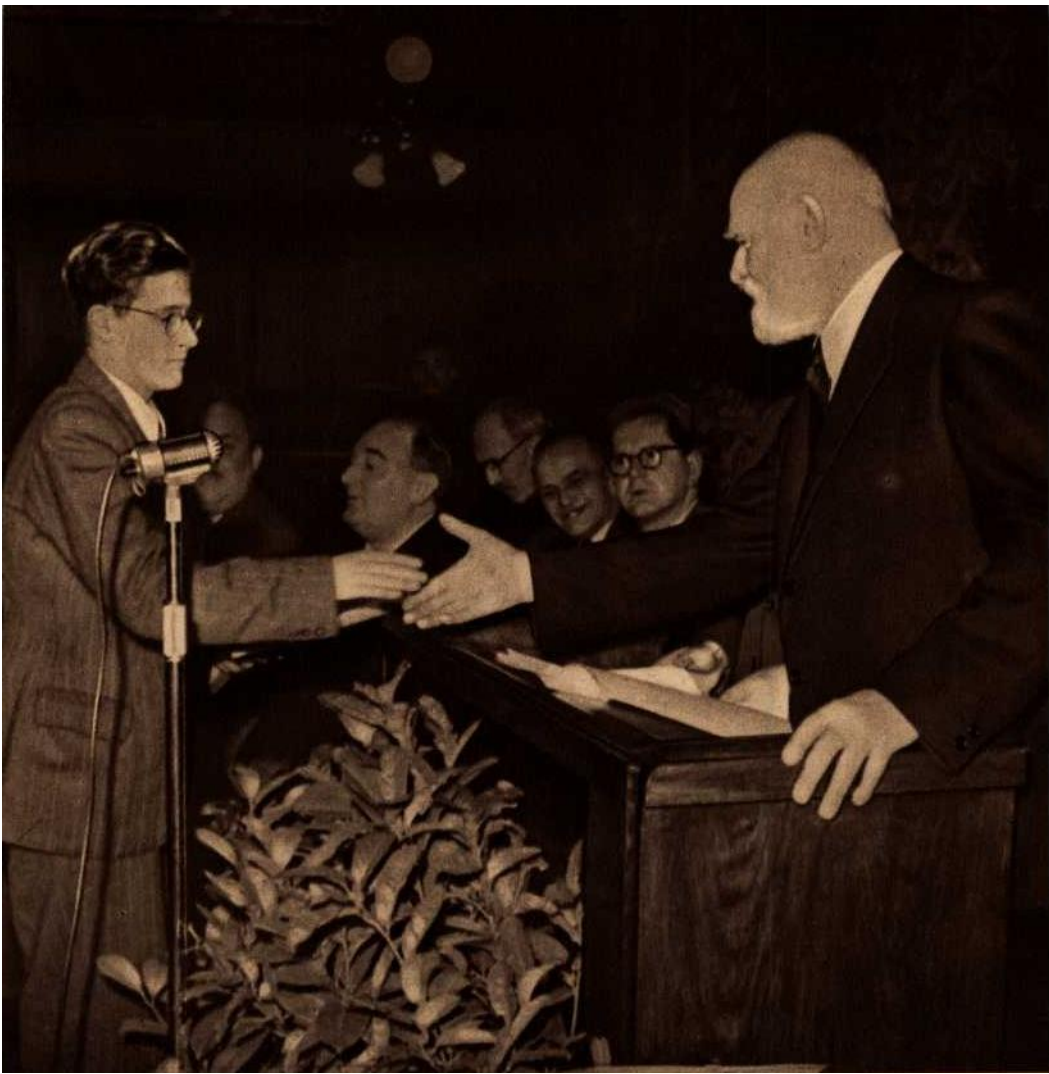
Dann wandert er, noch immer über Trümmer turnend, zu seiner Wohnung, erledigt die Hausarbeiten, kocht Suppe, die dünn genug ist, und sitzt dann die halbe Nacht über den theoretischen Werken, über Amtserlässen und Gesetzesvorschriften, um, wie er sich ausdrückt, nicht immer «schwimmen» zu müssen, sondern auch wirklich amtieren zu können. Der Offizier muss selbst die niedrigste Arbeit des letzten Soldaten besser beherrschen, sagte er einmal. Der Bürgermeister muss mehr verstehen als sämtliche Mitglieder des Stadtsenates zusammen, ist seine jetzige Devise.

Morgens sieht man den Wiener Bürgermeister, einen Kübel in der Hand, zum nächsten Brunnen gehen, wo er sich brav, wie alle anderen Hausfrauen, um Wasser anstellt. Um halb sieben Uhr verlässt ein gepflegter älterer Herr seine Wohnung in der Mahlerstrasse, um pünktlich, Schlag sieben, sein Amtszimmer zu betreten – lange bevor das grosse Gebäude zum Leben erwacht. Nicht eine Spur seiner korrekten Haltung verliert der Bürgermeister in diesen turbulenten Tagen, nicht das geringste büsst er von seinem adretten Aussehen ein – aber auch nichts von seiner Natürlichkeit und Bescheidenheit.

DER BÜRGERMEISTER MIT DEM BÜGELEISEN

Ein allzu zeitiger Besucher, der den Bürgermeister eines Morgens um halb sieben schon in seinem Zimmer überfällt, glaubt, seinen Augen nicht zu trauen: da steht der erste Mann der Stadt, ein dampfendes Bügeleisen in Händen, und plättet seinen Anzug. Dem Besucher verschlägt es die Rede.

«Sie müssen entschuldigen», sagte Körner schlicht, «aber ich habe in meiner Wohnung noch keinen elektrischen Strom – und man kann doch nicht wie ein Räuber herumlaufen?»



Förderung der Jugend durch Verleihung von Stipendien – ein wichtiger Punkt im Programm des Bürgermeisters

Man hat bemerkt, dass sich der Bürgermeister mittags auf einem kleinen Kocher Suppe wärmt, und ihn überredet, an der eben errichteten Gemeinschaftsküche des Rathauses teilzunehmen. Jeden Mittag bekommt er nun seinen Teller «Werksküche» aus dem Rathauskeller geliefert und verzehrt, mit der rechten Hand essend, mit der linken Aktenstücke blätternd, ein Mahl, das um eine

Spur weniger frugal ist als das der übrigen Beamten. Ein herzlich gutgemeintes Komplott zwischen Beamten und Küchenleitung hat eine Sonderverpflegung organisiert.

Körner müsste nicht Körner sein, gelüstete es ihn nicht eines Tages, mit den anderen gemeinsam zu speisen. Diese Mahlzeit, fröhlich und bester Dinge begonnen, endet mit einem Donnerwetter: energisch und grob verbittet sich der Bürgermeister die Ausnahmestellung.

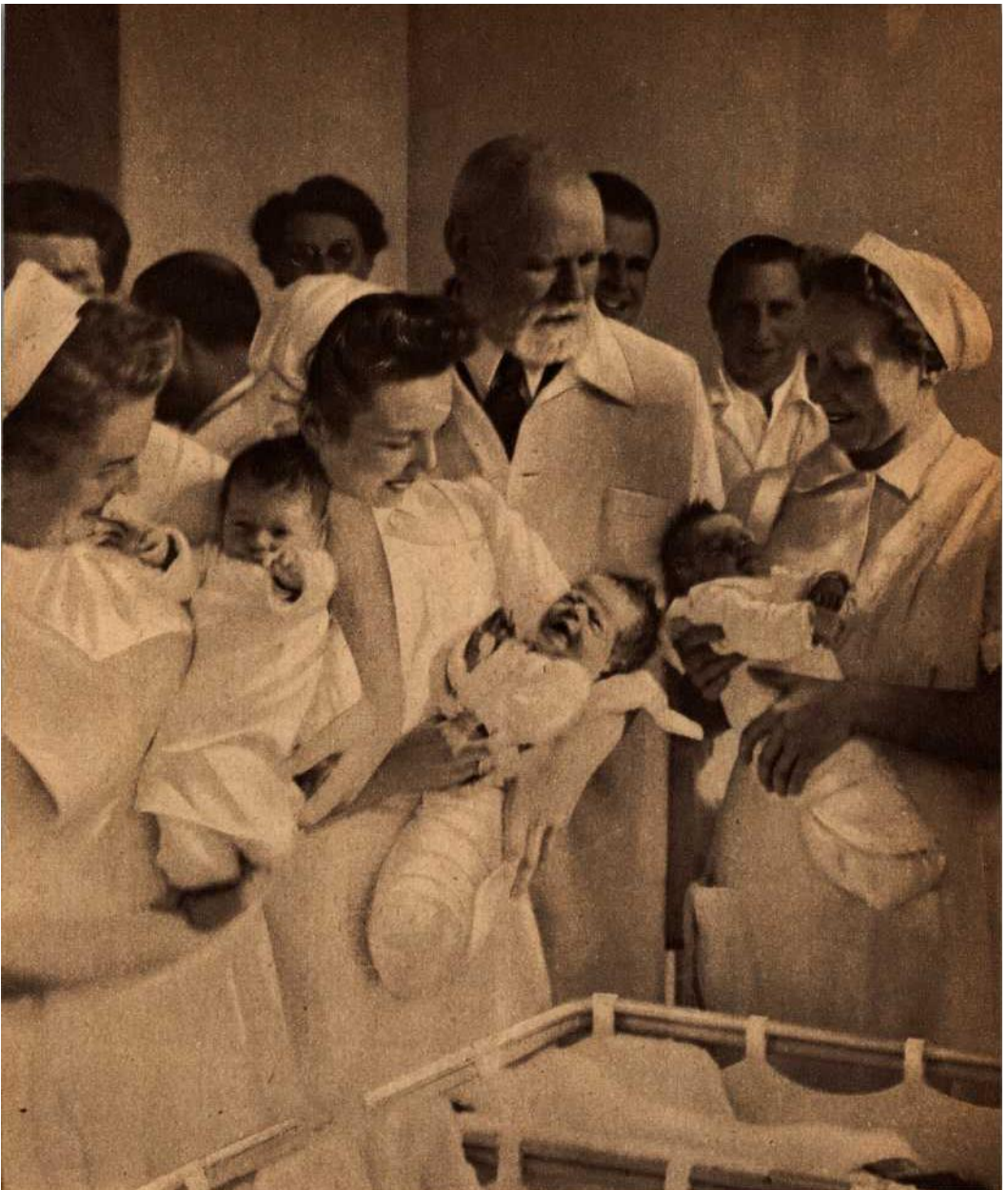
Kleinlaut bringt das Küchenmädchen ab sofort die miserable «Normalküche». Aber ein neuer, frommer Betrug gelingt: Theodor Körner weiss wahrscheinlich bis heute nicht, dass er damals regelmässig mit der doppelten Portion beliefert wurde.

Nur drei Stunden Schlaf täglich, angestrengteste Arbeit in einer vollkommen neuen Materie, dazu noch Normalverbraucher: dennoch geschieht ein Wunder! Der Mann, der in den letzten Monaten des Krieges nur mehr ein Schatten seiner selbst war, der geneigt schien unter der Bürde qualvoller Inaktivität, schreitet plötzlich einher wie ein Jüngling. Straff, elastisch, biegsam und agil. Das also war es, was dem alten Haudegen fehlte: der Kampf und die Gelegenheit, die Kräfte zu messen!

DER «ALTE HERR» ARBEITET WIE EIN JUNGER

Die Skeptiker und berufsmässig Unzufriedenen, die noch ein paar Wochen früher Sich über die Wahl eines alten Herrn moikierten, haben nun einen neuen Grund, mit den Dingen unzufrieden zu sein: der «alte Herr» kann nämlich in seiner Schaffenskraft höchst unangenehm werden, verlangt er doch von seiner Umgebung die gleiche Arbeitskapazität, wie er sie vollbringt. Auch die Tatsache, dass der «alte Herr» sich mit bemerkenswertem Elan über manche geheiligte Amtsschimmeltradition hinwegsetzt, will jüngeren Nörglern nicht recht in den Kram passen...

Am Vormittag des 20. April (noch «feiern» der deutsche Rundfunk und mit ihm die westlichen Bundesländer, in denen



Die erschreckende Säuglingssterblichkeit der ersten Nachkriegszeit hat Körner gerade auf dem Gebiet der Säuglingsfürsorge besonders wachsamsein lassen. Der erste Bürger der Stadt achtet sorgsam auf die jüngsten Wiener

der Krieg nicht beendet ist, «Führers» Geburtstag) nimmt der Wiener Bürgermeister in einer kleinen Wohnung der Kantgasse an einer denkwürdigen Besprechung teil: Dr. Renner, der aus Gloggnitz zurückgekehrt ist, hat einige Herren gebeten, die ersten Verhandlungen zur Bildung einer Regierung aufzunehmen. General Körner, bis dato einziger Repräsentant der Obrigkeit in Wien, wird an der neuen Regierung nicht teilhaben. Aber es ist selbstverständlich, dass sie unter seiner Assistenz geboren wird.

Eine Woche später ist es so weit, dass die provisorische Regierung mit einer Proklamation vor die Öffentlichkeit tritt, und dass sie sich im Stadtsenatssitzungssaal des Wiener Rathauses zu ihrer Konstituierung einfindet.

Es ist so still und feierlich im Saal, dass man die berühmte Stecknadel fallen hören könnte. Der Bürgermeister erhebt sich, aber es dauert einen Moment, ehe er seine Begrüßungsansprache, zunächst eine Spur stockend, beginnt. Es ist das einzige Mal, dass man diesem sonst so beherrschten Mann die Erschütterung auch nach aussen hin ein wenig anmerkt.

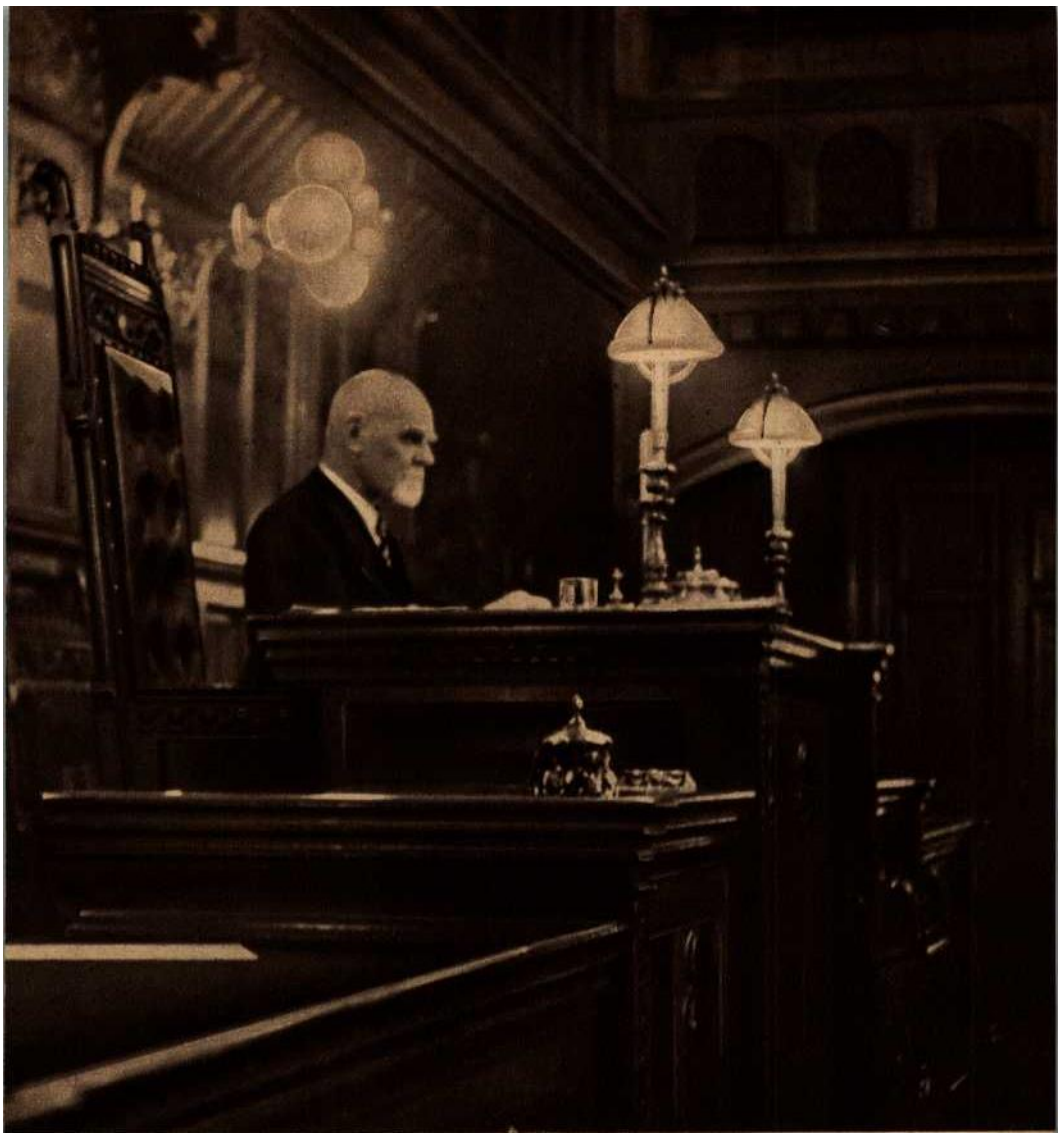
Der Bürgermeister und die Mitglieder des Senates geleiten die neue österreichische Regierung zum Parlament. Es ist ganz still unter dem leicht verhängten Himmel. Tausende, meist ältere, ausgemergelte Menschen, säumen die Strassen. Und es scheint, als ob das Schicksal, das so unbarmherzig über diese Stadt hinweggebraust ist, einen Augenblick den Atem anhielte.

Wie der feierliche Zug die Rampe zum halbzerstörten Parlament emporsteigt, bricht Jubel aus; erst leise, zaghaf, dann immer lauter anschwellend. Langsam klettern die rotweissroten Fahnen an den Masten empor und der Jubel steigert sich zur Ovation. Ovationen für die Heimat, für die Freiheit, für die Handvoll Männer, die das Wagnis auf sich nehmen, das Steuer dieses lecken Staatsschiffes zu ergreifen.

Der Bürgermeister von Wien ist einer dieser Männer, die auf der Freitreppe des Parlaments stehen.

Es wird der Tag kommen, da diese Treppe ihm allein gehört, und ihm allein der Jubel aller Österreicher.

Dazwischen aber liegen noch härteste Arbeitsjahre.

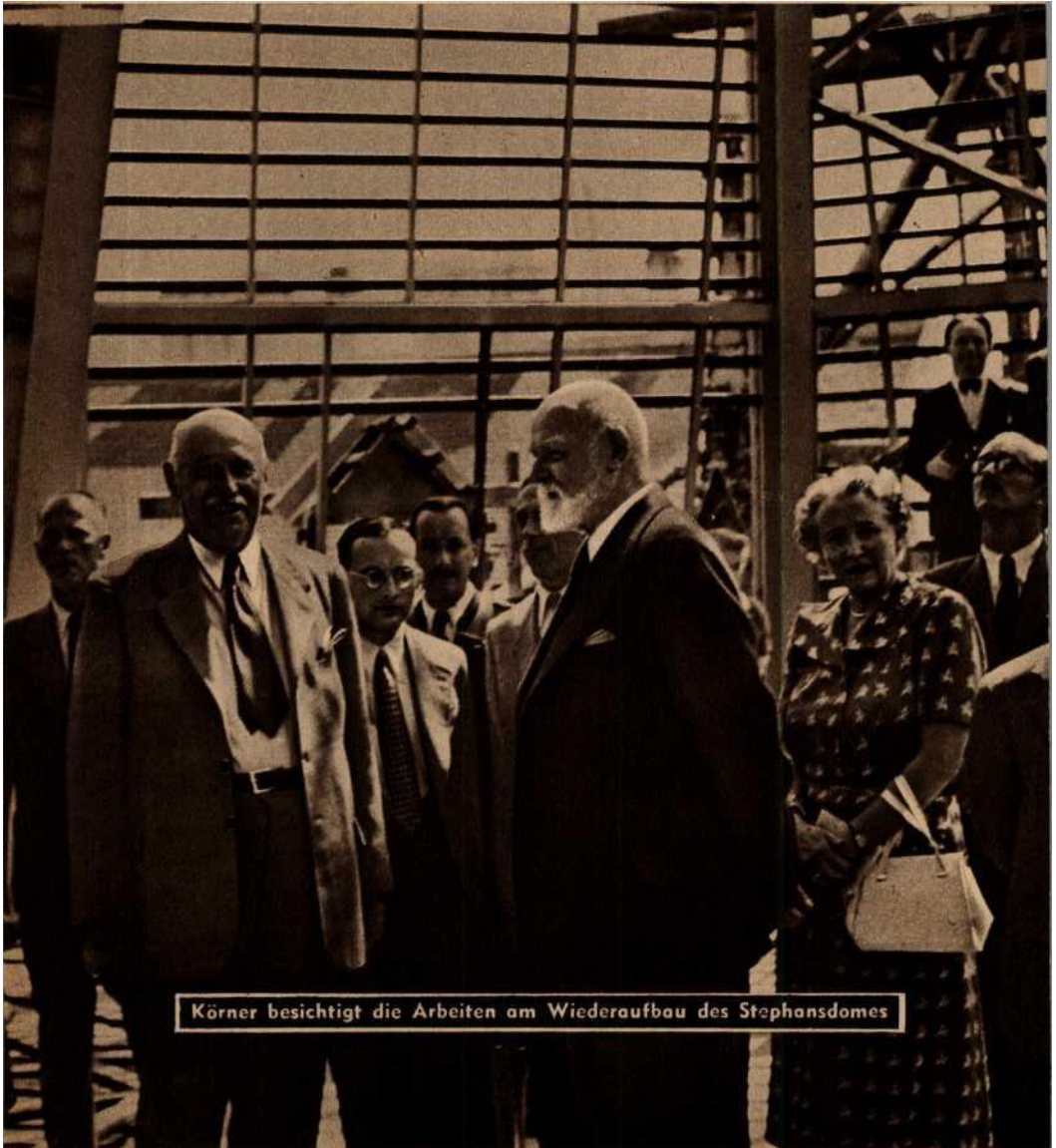


Ungezählten Gemeinderatssitzungen präsidiert Theodor Körner. Wenn es besonders stürmisch zugeht, wenn die Wogen der politischen Auseinandersetzung noch so hoch schlagen – er verliert seine Ruhe nicht

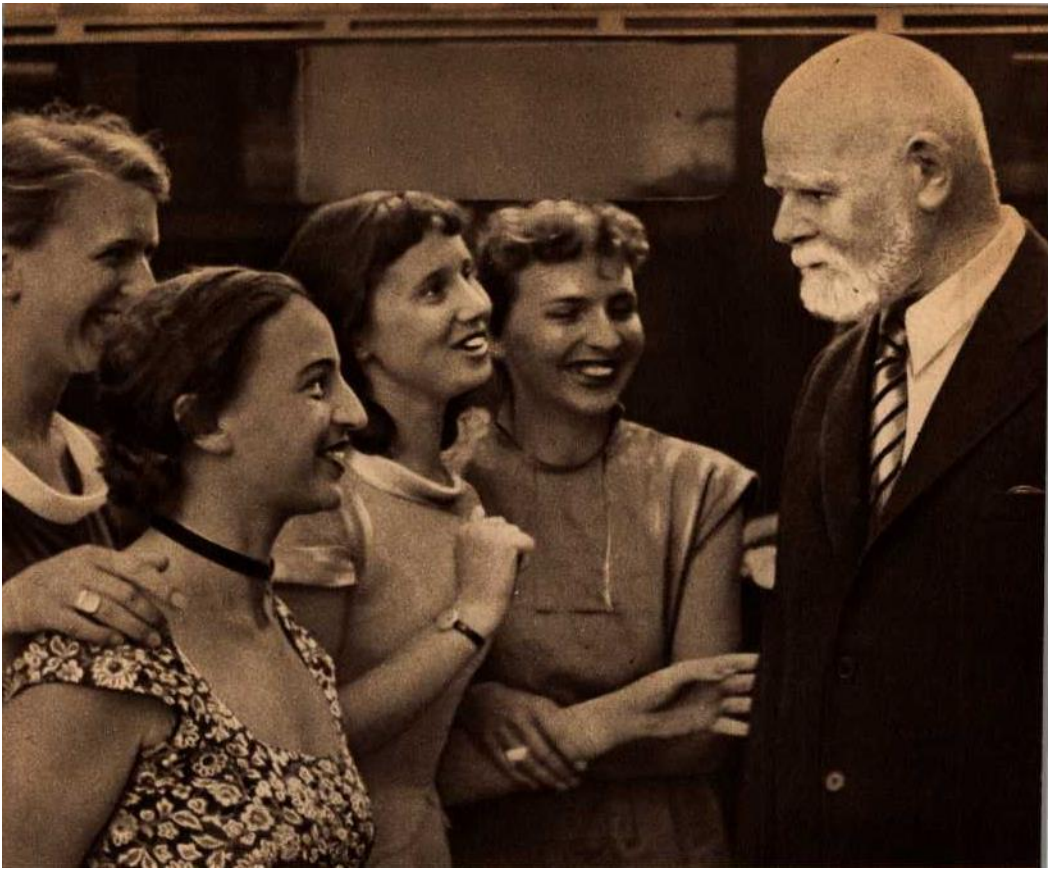
AUFBAU

Auf einem Bankett, das die vier alliierten Stadtkommandanten geben, erzählt Bürgermeister Körner eine kleine Geschichte aus seiner Militärzeit.

«Ich kannte einen Kavallerieoffizier, der von seinen Untergebenen



Körner besichtigt die Arbeiten am Wiederaufbau des Stephansdomes



**Den jungen Modeschülerinnen der Stadt Wien gefällt ihr Bürgermeister
sichtlich**

raschestes und bestes Reiten verlangte. Erteilte er während eines Manövers seinem Adjutanten einen Befehl zur Weitergabe an die Truppe, dann musste der Adjutant dem Pferd die Sporen in die Weichen stossen und wie aus der Pistole geschossen davonsausen. Zumindest bis zur nächsten Ecke tat er das. Dann konnte der Adjutant reiten wie er wollte.»

Die vier Kommandanten sehen einander etwas betreten an. Sie wissen mit dieser Geschichte nichts anzufangen. Der Bürgermeister weidet sich, das berühmte spitzbübische Lächeln in den Augenwinkeln, an der Verlegenheit seiner Gastgeber.

Dann sagt er: «Sehen Sie, meine sehr verehrten Herren, so mache

ich es gewöhnlich auch.» Hebt sein Glas und trinkt jedem Einzelnen von ihnen zu.

So ist es tatsächlich: es gibt kaum einen zweiten, der so glänzend mit den Alliierten auskommt. Sie sind überzeugt, dass jeder ihrer, oft von keinerlei Sachkenntnis belasteten Befehle an die Stadtverwaltung prompt ausgeführt wird. Mit leiser und geschickter Hand hat aber der Bürgermeister manche Härte vermindert, viele Unebenheiten ausgeglichen.

DER BÜRGERMEISTER UNTER SPIONAGEVERDACHT

Als die Amerikaner und Engländer alle möglichen Lebensmittel heranzuführen, die Russen nach wie vor aber nur Erbsen, besteht jeder der Alliierten darauf, dass «seine» Nahrungsmittel in «seinem» Sektor verteilt werden. Körner macht ihnen in stundenlangen, nervenaufreibenden Verhandlungen klar, dass es in Wien eine einheitliche Lebensmittelversorgung geben muss – und erreicht sein Ziel.

Die Engländer erlauben, dass aus der Steiermark Kohlen nach Wien gebracht werden, die Russen aber lenken die Züge in Wiener Neustadt nach Ungarn um. Körner verhandelt mit ihnen – die Züge kommen nach Wien.

In Wien gibt es kein Gas, in Zistersdorf hat man so viel Erdgas, dass es ungenützt entweicht. Körner fährt nach Zistersdorf, schert sich den Teufel um die Absperrmassnahmen, dringt zu den Erdölgewaltigen vor, und Wien bekommt Erdgas.

In Wien gibt es Kohlen – nicht aber in Floridsdorf, da die Russen die amerikanischen Transportautos nicht über die Reichsbrücke lassen. Körner geht zum Stadtkommandanten, Körner ruft den Alliierten Rat an. Scheitert Körner diesmal? Schon haben die Floridsdorfer kein Brot. Da fährt der Bürgermeister zur Reichsbrücke, redet mit dem Wachkommandanten in dessen Sprache, von Mensch zu Mensch – die Autos dürfen passieren, während im Alliierten Rat noch die Hochkommissare streiten.

Eine Besatzungsmacht will wieder einmal 80 Wohnungen beschlagnahmen. Körner geht hin und beweist klipp und klar, dass auf

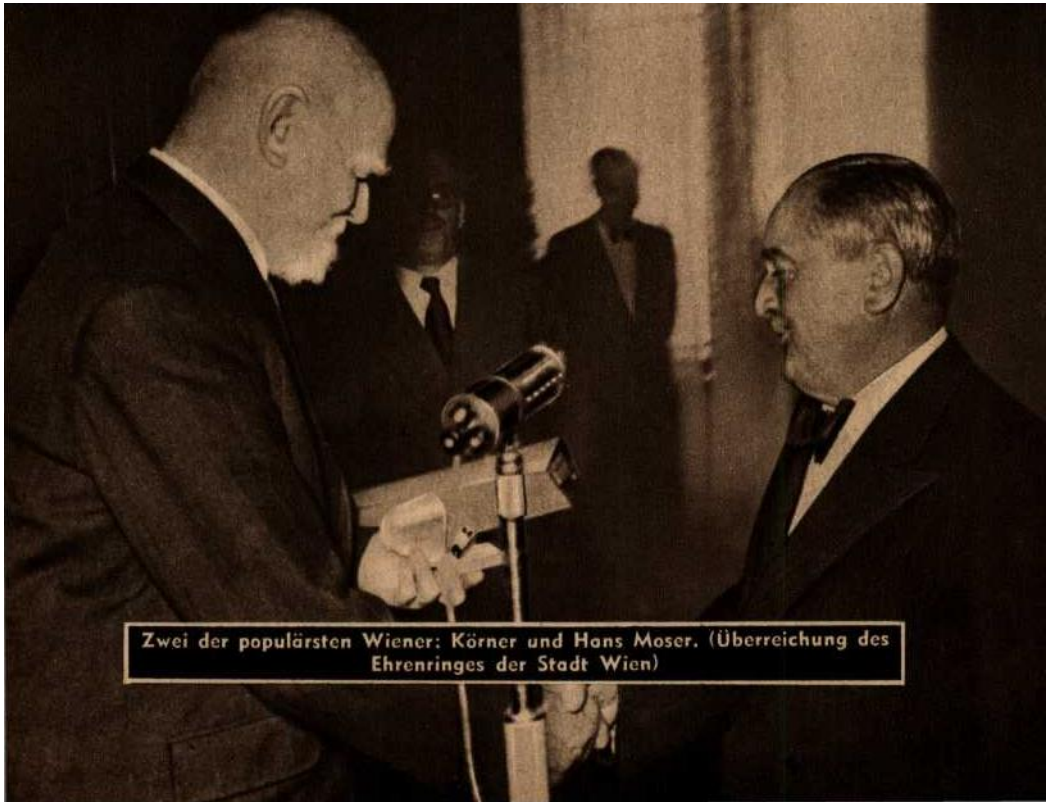


Wo wiederaufgebaut wird, kann man auch er-
öffnen. Der Bürgermeister ist ein ausgezeichneter
und liebenswürdiger Führer

jeden Besatzungsangehörigen bereits vier Wohnräume kommen. Es gibt einen Skandal ohnegleichen, man beschuldigt den Wiener Bürgermeister der Spionage. Aber die Wohnungen werden nicht beschlagnahmt.

Körner ist kein Mann des Schreibtisches, kein Beamter im landläufigen Sinn des Wortes – obwohl man ihn länger an seinem Schreibtisch sitzen sieht, als manchen anderen. Immer wieder aber zieht es ihn auf die Strasse. Nicht nur bei den offiziellen Anlässen, bei den Grundsteinlegungen, Ausstellungseröffnungen, Denkmalenthüllungen und Strassenbahnjungfernfahrten sieht man den markanten Kopf im Schein der Blitzlichter und im Licht der Scheinwerfer; der Bürgermeister ist ebenso häufig, völlig überraschend, auf den Baustellen anzutreffen, im sachlichen Gespräch mit Arbeitern und Baumeistern. Manche Beschwerde und Anregung wird auf diese einfachste Weise erledigt.

Auf dem Markt unterhält er sich mit Hausfrauen, auf der Strasse



Zwei der populärsten Wiener: Körner und Hans Moser. (Überreichung des Ehrenringes der Stadt Wien)



Stillsitzen und nichts tun, ist arg für Körner. Oskar Kokoschka porträtiert den Bürgermeister

mit Menschen, die zur Arbeit gehen. Die Schulkinder tragen ihm ebenso unbeschwert ihre Anliegen vor wie die alten Leute, die sich keinen Ausweg mehr aus ihrer Not wissen und die der grossen Gestalt auf der Strasse naheilen, sie dann am Ärmel zupfen: «Auf ein Wort, Herr Bürgermeister.» Und der Bürgermeister bleibt stehen und sagt: «Was fehlt Ihnen?» Seine Entscheidung, spontan auf einer Strassenkreuzung getroffen, ist in manchen Fällen der lebensrettenden Therapie eines guten Arztes gleichzusetzen.

«Schreiben Sie nichts von mir in die Zeitung», sagt der Bürgermeister anlässlich eines der ersten Interviews, die im Jahre 1945 mit ihm gehalten werden, «denn das, was ich den Wienern sagen kann, ist ja doch nur sehr wenig: nämlich dass sie mir unendlich leid tun ..

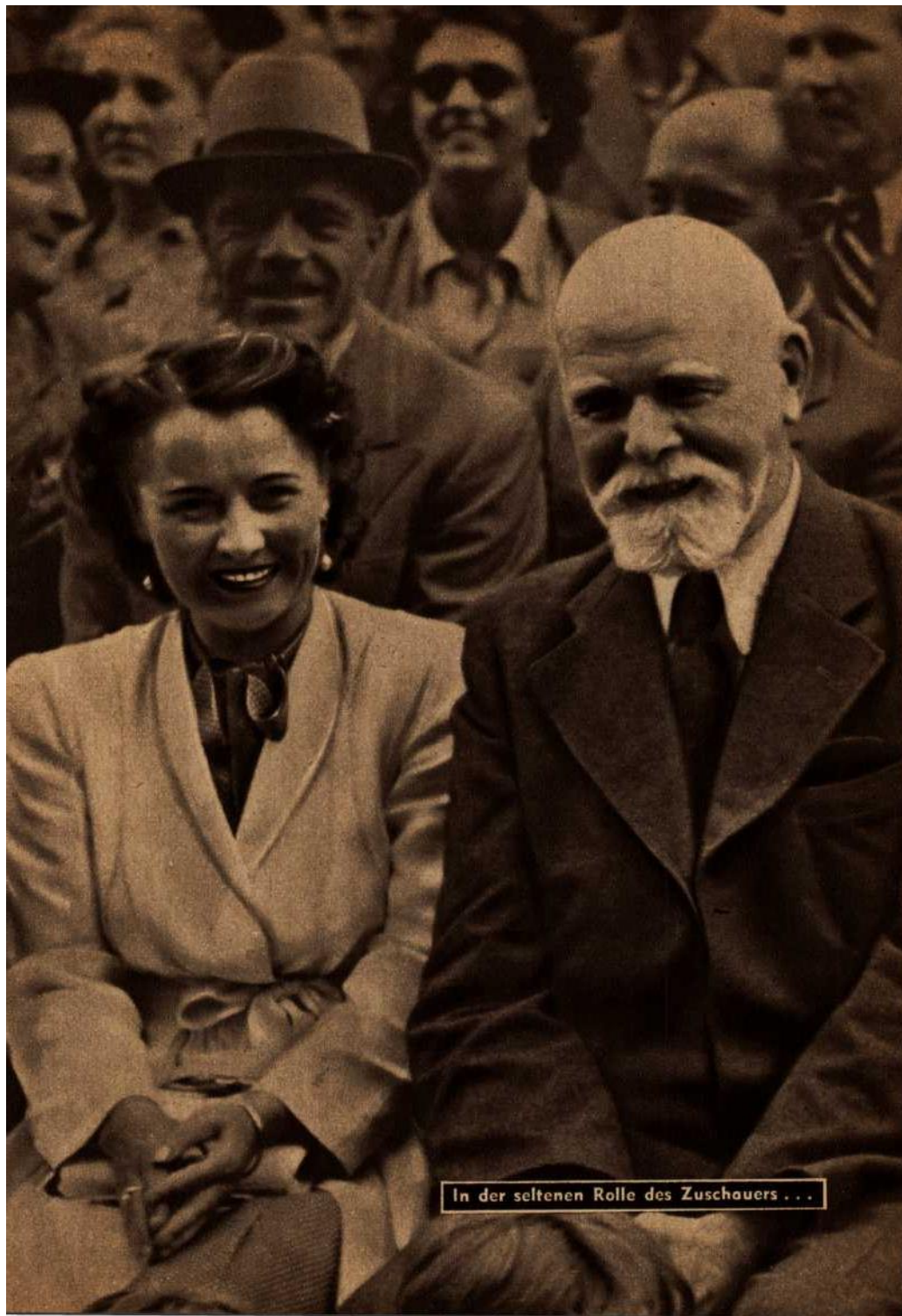
Er selbst nimmt sich unwichtig, wichtig sind ihm nur die anderen.

Seine durch viele Jahre dokumentierte persönliche Genügsamkeit erweist sich nun als jene echte Bescheidenheit, die sich auch im Glanz einer hervorragenden gesellschaftlichen Stellung nicht ändert.

Als im Sommer 1945 der Bürgermeister aus seiner Privatwohnung von der Mahlerstrasse in die Amtswohnung im Rathaus übersiedelt, hat dies zweierlei Gründe. Zunächst den offiziellen, dass es nämlich weit bequemer ist, in dem Hause zu wohnen, in dem man auch arbeitet. Und dann den inoffiziellen; die Zimmer in der

Dieses Bild hat Seltenheitswert: es ist das einzig auffindbare, das Theodor Körner mit einem Hut zeigt!





In der seltenen Rolle des Zuschauers . . .

Mahlerstrasse werden selbstverständlich in dieser Zeit der brennenden Wohnungsnot «untervermietet»; ebenso selbstverständlich verlangt der Wohnungseigentümer keinen Zins. Und zahlt obendrein noch Licht und Gas ...

Die Wiener merken nichts von diesem Umzug. Kein Möbelwagen schwankt durch die Strassen, nicht einmal ein Lastauto: auf einem Dreirad befindet sich das Hab und Gut ihres ersten Bürgers. Sechs Kisten umfassen sein Eigentum; in fünf befinden sich Bücher.

Die gleichen Kisten, sechs an der Zahl und keine einzige mehr, werden einige Jahre später auch das Übersiedlungsgut des Bundespräsidenten darstellen ...

Die «Wohnung» im Rathaus ist rasch her- und eingerichtet, beansprucht ihr Inhaber doch nur einen Raum für sich. Ein zweiter wird, dazu lässt er sich überreden, für Repräsentationszwecke bereit gemacht. Die übrigen Zimmer bleiben unbenützt.

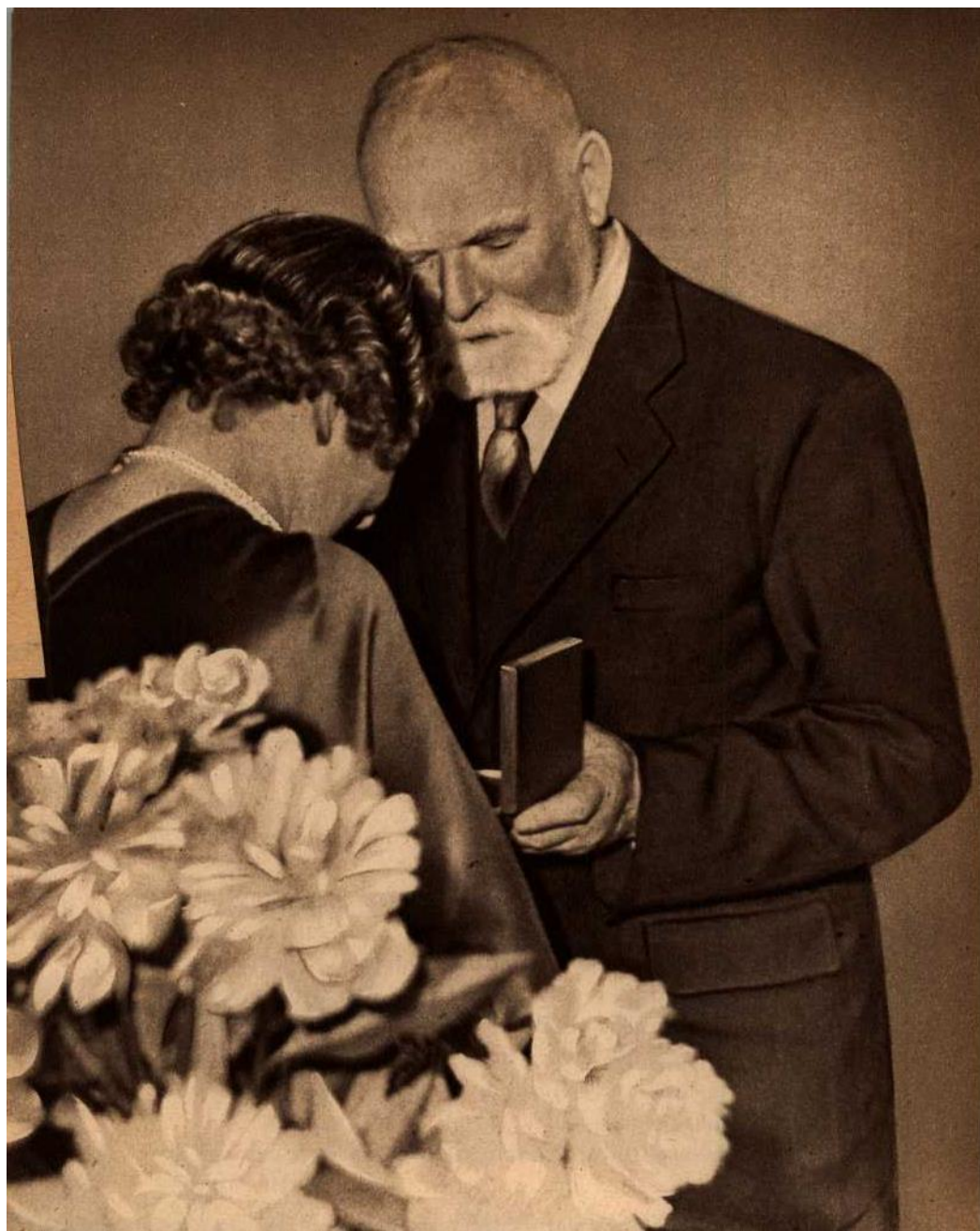
DIE SACHE MIT DEM SMOKING

Die Bücher sind bald untergebracht, ebenso die wenigen Anzüge, dunkle, unauffällige Stücke, solid gearbeitet, aber ohne eine Spur von Snobismus. Nicht einmal ein Smoking befindet sich darunter.

Als man anlässlich eines exklusiven Banketts dem Bürgermeister nahelegt, einen Abendanzug zu tragen, lautet die lakonische Antwort: «Ich habe keinen.» Nun, der Herr Bürgermeister könnte sich ja noch rasch einen anfertigen lassen. Jeder Schneider würde es sich zur Ehre anrechnen, den Herrn Bürgermeister in Rekordzeit zu beliefern.

«So, würde er», kommt es ungehalten zurück. «Ich werde Ihnen etwas sagen: Wer mich nicht ohne Smoking haben will, der soll mich gar nicht einladen!» Das exklusive Bankett findet statt. Ein Teilnehmer trägt keinen Smoking. Es ist der Ehrengast...

Jeden Handgriff besorgt Theodor Körner, wie einst in der Mahlerstrasse, selbst. Morgens einkaufen, mit einem hübschen kleinen Netz am Arme zur Milchfrau und zum Bäcker, rasch das Frühstück bereitet und dann schon ins Amt.



Und als einmal überraschend Besuch kommt, zwei Klagenfurter Stadtväter, die auf der Triester Strasse ihres Autos beraubt wurden und nun unvorhergesehenerweise eine Nacht in Wien zubringen müssen, werden nicht viel «Geschichten» gemacht. Gelassen geht der Bürgermeister zum Wäscheschrank, entnimmt ihm Kopfpölster, Tuchentbezüge, Leintücher und überzieht mit fachkundiger Hand die Betten. Überdies finden die beiden Herren am nächsten Morgen ein tadelloses Frühstück vor.

«An Luxus und die gewissen angenehmen Dinge des Lebens sollten wir erst denken, wenn die Ärmsten das tägliche Brot und ein Dach über dem Kopf haben ...»

sagt er einmal in Freundeskreis.

Nicht nur die privaten Gäste seines kleinen Reiches fühlen sich in der Gesellschaft des Bürgermeisters unendlich wohl, der in diesen seltenen Stunden der Entspannung ganz aus sich herausgeht und zu einem ausgezeichneten Erzähler wird: er berichtet von seiner kargen Jugend, der strengen Militärdienstzeit, von einem Leben der Spannungen und Entbehrungen; und erzählt so, dass die Zuhörer mehr als einmal herzlich lachen. Erst später merken sie, dass, überglänzt von herbem Humor, ein ungewöhnliches Leben vor ihnen ausgebreitet wurde.

Nein, nicht nur diese privaten Gäste fühlen sich wohl, sondern auch die offiziellen.

Einen besonders reizvollen Abend verbringen Mitglieder einer schwedischen Hilfskolonne im Rathaus, die zusammen mit Angehörigen anderer fremdländischer Delegationen im grossen Festsaal empfangen werden. Die Ausländer haben von der Gemeinde ein hübsches Buch mit Wiener Bildern erhalten. Da kommt eine junge Dame auf die Idee, den charmanten Bürgermeister um eine Widmung zu bitten. Eine Bitte, der Theodor Körner gerne willfahrt. Mit der gleichen Liebenswürdigkeit aber schreibt er auch in die anderen Bücher Widmungen – jedem selbstverständlich in seiner Muttersprache, gleichgültig, ob Schwede, Amerikaner, Engländer, Franzose oder Russe. Die Gäste, es sind immerhin 400, müssen sich anstellen, scheinen daran aber Vergnügen zu finden, denn der Bürger-



Dutzende Male wartete die Frau dieses Heimkehrers vergeblich auf ihren Mann. Endlich darf sie ihn in ihre Arme schliessen. Und der Bürgermeister gratuliert dem Mann zur Heimkehr und – zu seiner Frau

meister spart nicht mit fröhlichen Bemerkungen, etwa, dass man sich eben beim Wiener Magistrat derzeit alles «erstehen» müsse.



DER BÜRGERMEISTER SCHEINT ALLGEGENWÄRTIG ZU SEIN

Man findet ihn beim Empfang fast jeden Heimkehrertransportes. Unendlicher Güte voll blickt er den trostlosen Gestalten entgegen und hat warme Worte für sie bereit, damit sie wissen, die Heimat hat auf sie gewartet und wird sich um ihr weiteres Schicksal sorgen.

Keiner ist so einsam wie der Heimkehrer von 1918 . . .

An einem nebeligen kalten Winterabend langt ein besonders grosser Transport ein. Die Polizei wird der Freude und des Jubels nicht mehr Herr, Frauen durchbrechen die Absperungen, die Reihen der wartenden Funktionäre werden auseinandergerissen. Die offizielle Begrüssung fällt ins Wasser.



Und da steht einer, knochig und stoppelbärtig, schaut um sich und ist allein in all dem Glück. Plötzlich reicht ihm ein grosser, weissbärtiger Mann die Hand und sagt: «Ich freue mich, dass Sie zurückgekommen sind. Mein Name ist Körner. Ich bin hier Bürgermeister» Der Heimkehrer, den keiner erwartet hat, weiss auf einmal: dieser alte Herr hat nur auf ihn gewartet!

Theodor Körner scheint allgegenwärtig zu sein.

Kein grosses Sporttreffen, dem er nicht beiwohnte, angefangen von jenem denkwürdigen Länderw'ettkampf österreichischer gegen italienische Leichtathletinnen im Stadion, wo es wieder einmal an keinem Ende klappen will. Der Einlass funktioniert nicht, die Lautsprecheranlagen streiken, die Kartenkontrollen lassen zu wünschen übrig. Das Publikum ist wütend. Höhepunkt der kritischen Situation, als der Bürgermeister vergeblich versucht, auf den Platz zu

gelangen, um die Gäste zu begrüßen. Die Zugänge sind verstopft oder nicht geöffnet. Ein paar tausend Wiener genießen sich und schauen weg – als plötzlich lauter Applaus hörbar wird. Mit elegantem Anlauf und graziösem Schwung ist Körner über die Barriere gesprungen – die Stimmung und das Ansehen der Stadt sind gerettet.

Der Bürgermeister scheint allgegenwärtig zu sein.

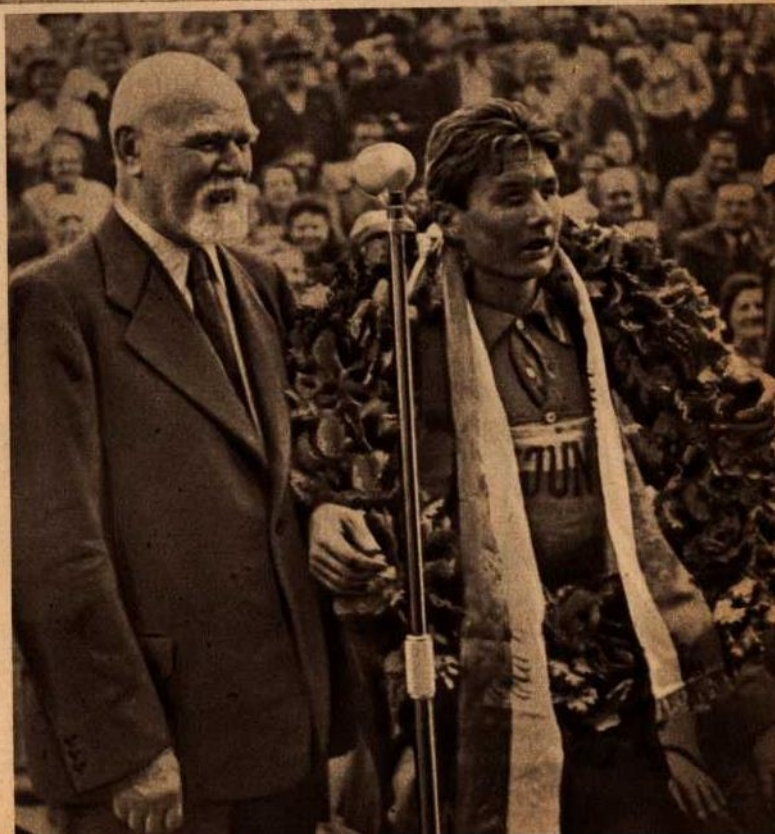
Die ersten Oktobertage des Jahres 1950 stehen im Zeichen einer kommunistischen Generalstreikparole, ausgegeben nach dem vierten Lohn- und Preisabkommen, an die sich niemand hält. Als der «Generalstreik» ins Wasser fällt, versuchen Kommunisten, vor allem in der russischen Zone, den Verkehr zu unterbinden und die Arbeitswilligen zu terrorisieren.

Am Morgen des 5. Oktober kommt es auf der Wiedner Haupt-





Kein großes Sporttreffen, dem Körner nicht bewohnte. Vor dem Fußballmatch (links), beim Start und am Ende des Radrennens sieht man das weißbärtige Gesicht mit den fröhlichen Augen



strasse in Wien zu einem schweren Zwischenfall, als Terroristen die Strasse mit Pflastersteinen verbarrikadieren, einen Strassenbahnzug aus den Schienen heben und – sie sind mit allerlei Werkzeugen regelrecht bewaffnet – sieben Strassenbahner schwer verletzen.

Die Strasse gleicht einem aufgeschreckten Ameisenhaufen, es gibt Wirbel, Geschrei, regelloses Durcheinander.

Mit einemmal bildet sich eine schmale Gasse durch die Mauer der unbeteiligten Zuschauer, bildet sich im Zentrum des Tumultes ein Kreis, gerade gross genug, um einem Menschen Platz zu bieten. Die sich am meisten exaltieren, weichen betroffen zurück; die hinten Stehenden wissen nicht, was geschehen ist, feuern die Vordermänner an – aber keiner rührt die halb erhobene und mitten in der Bewegung wie erstorbene Hand zum Schlag: vor ihnen steht der Wiener Bürgermeister, allein, waffenlos, ruhig.

«Was ist los?»

Geschrei, Erregung, die Strassenbahner hätten angefangen, heisst es.

«So, die Strassenbahner haben angefangen. Schön, wir werden das feststellen. Im Übrigen sind das keine Methoden, um höhere Löhne zu kämpfen», fügt er scharf hinzu.

Alle halten den Atem an, als erwarteten sie, dass der Bürgermeister noch etwas sagen sollte. Aber Körner sieht sich nur noch einmal um, mit dem Blick, in dem mehr Strafe liegt als in den grössten Worten, und wendet sich zum Gehen. Schweigend weichen die Demonstranten. Sehen ihm nach, wie er, nur von zwei Beamten des Rathauses begleitet, um die nächste Ecke verschwindet.

Die Menschen verlaufen sich. Zurück bleibt, grotesk anzusehen, ein umgestürzter Strassenbahnzug.

JUNG UND ALT LIEGEN KÖRNER AM HERZEN

Er sorgt dafür, dass im Sinne seines verstorbenen Freundes Julius Tandler, die Kindergärten vermehrt, die Spielplätze ausgebaut, die Schulen renoviert werden. Und dann schenkt er der Jugend den



Die Alten liegen
ihm besonders
am Herzen ...
Besuch eines dia-
mantenen Hoch-
zeitspaares
(oben)

Ein Mutterl im
Altersheim
Baumgarten
schüttet sein
Herz aus



traumhaften Pötzleinsdorf er Schlosspark, lässt im Schloss eine Jugendherberge unterbringen und sagt:

«... sattsam wurde vom Jahrhundert des Kindes gesprochen, doch ist niemals schwerer an der Jugend gesündigt worden, der man zur gleichen Zeit Erzieher und Ernährer nahm. Endlich haben wir das Wort vom Jahrhundert des Kindes wirklich wahrzumachen . . .»

Die arbeitenden Menschen liegen dem Bürgermeister am Herzen.

Jederzeit ist er bereit, sich für den Vorteil der Arbeitenden einzusetzen, ihnen Erleichterungen und Verbesserungen zugutekommen zu lassen. Und es ist bezeichnend für ihn, wenn er anlässlich eines Gewerkschaftskongresses wohl feststellt, dass die Arbeitsbedingung und Lebensführung der heutigen Generation im Vergleich zu der ihrer Väter wohl besser geworden ist, so gleich aber hinzufügt:

«... vieles bleibt freilich noch zu tun übrig, und die bisher so segensreiche Arbeit der Gewerkschaften kann keinen selbstzufriedenen Stillstand kennen. Wir streben nach wie vor, den Anteil der Schaffenden am Arbeitsertrag zu vergrößern..»

Und die Alten liegen dem Bürgermeister am Herzen.

Jahrelang befasst er sich mit dem Plan, die Alten in kleinen Einzelsiedlungen in den neuen Wohnhausanlagen unterzubringen, auf dass sie sich niemals vom Leben ausgestossen fühlen, denn:

«... in der Demokratie sind alte Leute, auch wenn sie nicht mehr arbeiten können, keine lästigen Esser. Wir sehen in den Greisen unsere Wegbereiter und Vorkämpfer, wir sehen in ihnen jene Menschen, denen wir für ihre Lebensarbeit Dank schulden und die ein Recht darauf haben, ihren Lebensabend sorglos und angenehm zu verbringen ..»

Mit der Verwirklichung dieses Planes wird kurz vor der Amtsniederlegung des Bürgermeisters begonnen.

Sorglos und angenehm im üblichen Sinne verbringt der alte Herr vom Rathaus seinen Lebensabend keineswegs. Neben den Strapazen der täglichen Arbeit unternimmt er noch ausgedehnte offizielle Reisen.



Frei für neuen Verkehr!

1946 fährt er als Delegierter Österreichs zur Interparlamentarischen Union nach Stockholm.

1947 stattet er Zürich einen Besuch ab und gibt der Stadt (für Tage reichlich Gesprächsstoff: er lehnt es entschieden ab, in dem noblen Appartement zu logieren, das man für ihn reserviert hat und lässt sich in einem kleinen Kabinett häuslich nieder, das für einen Herrn seiner Begleitung bestimmt war. Zum anderen hält er anlässlich einer Pressekonferenz aus dem Stegreif eine einstündige Rede, in der er, ohne jedes Pathos, so einfach, als erzählte er es seinem lieben Freunde, die Not der einst so herrlichen Stadt Wien schildert. Manchem Bewohner des gelobten Landes Schweiz gehen mit einemmal die Augen auf und – über.

Im gleichen Jahr eine Reise nach Budapest und eine nach Mos-

kau, wo sich die Bürgermeister aller europäischen Hauptstädte zur 800-Jahr-Feier treffen. Der Wiener Bürgermeister ist der älteste in dieser exklusiven Gesellschaft und der Einzige, der seine wohlgesetzte Rede in der Landessprache hält. Ein Jahr später geht es mit einer österreichischen Parlamentsdelegation nach London.

Zum erstenmal nach Jahrzehnten hat Theodor Körner anlässlich dieser Auslandsbesuche die Stadt verlassen. Zum erstenmal nach einem Vierteljahrhundert gönnt er sich auf diese Weise einen bescheidenen Urlaub; denn nicht anders will er die kurze Abwesenheit von seinen Amtsgeschäften bezeichnet sehen, und es kostet grosse Überredungskünste, ihn überhaupt dazu zu bewegen.

«KENNEN-, VERSTEHEN- UND LIEBEN LERNEN ..»

Wo immer aber Theodor Körner hinkommt gewinnt er die Herzen. Die Freundlichkeit, die er dem ausländischen Gastgeber entgegenbringt und die nichts mit der unverbindlichen Höflichkeit des gelehrten Diplomaten zu tun hat, sondern menschlicher Anteilnahme und Herzlichkeit entspringt, nimmt jeden sofort für ihn ein.

Kein Mensch ist ihm zu gering, keine Sorge zu klein, dass man mit ihm darüber nicht sprechen könnte, und, wie es im Ausland immer wieder der Fall ist, in seiner eigenen Sprache. Dieses Sprechendürfen schafft sofort die nötige Atmosphäre des Vertrauens, und ein Anliegen des Wiener Bürgermeisters wird umso lieber erfüllt, als man gewiss ist, auch für die eigenen Wünsche ein geneigtes Ohr zu finden.

«Ich vereinige in meiner Person ein Stück Geschichte. Mehr als zwei Jahrzehnte meiner Jugend habe ich in der alten Monarchie bei den verschiedensten Nationalitäten verbracht und ich weiss, welche Freude es war, eine neue Völkerfamilie kennen-, verstehen- und lieben zu lernen. Darauf kommt es an: über die Grenzen zu schauen, sich gegenseitig kennenlernen zu wollen; denn hinter jeder Grenze eines Staatswesens ist ein Volk mit seinen besonderen ökonomischen Verhältnissen, seinen besonderen Ideologien, seinen Freuden und Leiden, seinen Licht- und Schattenseiten. Sich in Freundschaft mit ihnen verständigen wollen, ist das Grundelement des Friedens . . .»



Die schöne Innsbrucker Studentin Dagmar Rom, anlässlich der Aspener FIS-Wettkämpfe 1950 Österreichs populärste Skiläuferin, wird im Wiener Rathaus ebenso herzlich empfangen wie ...

So wird der Wiener Bürgermeister, der nichts so sehr hasst, als dass über ihn gesprochen wird, und der jede Pose von ganzem Herzen ablehnt, trotzdem oder aber gerade deswegen zu einer europäischen, zu einer internationalen Erscheinung wurde.

Welche Arbeitsleistung dieser fast Fünfundsiebzig jährige mit der Spannkraft eines Dreissigjährigen vollbringt, vermögen nur nüchterne Zahlen zu sagen. Denn hinter jedem Gesetz, das im Laufe seiner sechsjährigen Bürgermeistertätigkeit im Bereiche des Bundeslandes und der Bundeshauptstadt Wien erlassen wird, hinter der Aufbauarbeit, hinter jedem Erlass und Beschluss stehen auch der Wille und die Initiative Theodor Körners.

Im engbegrenzten Schein einer grünabgeschirmten Arbeitslampe sind manche Entwürfe entstanden, die dem Wohl dieser Stadt zugute kamen; oder an dem riesigen Schreibtisch des Bürgermeisterzimmers, wenn Theodor Körner Bogen um Bogen mit seiner grossen, schönen Handschrift bedeckt, die soviel Ähnlichkeit mit der des Diurnisten Theodor Karl Körner hat. Manchmal ist der Bürgermeister aufgestanden, hat die Brille zur Seite gelegt und vom Balkon seines Zimmers aus auf den Rathauspark hinuntergeschaut, einer Gruppe vor Vergnügen jubelnder Kinder zugewinkt, und ist dann erfrischt an seine Arbeit zurückgegangen, weitere Bogen mit gerader Hand vollschreibend.

EINE ÜBERWÄLTIGENDE ZAHLENBILANZ

Nach sechs Jahren, anlässlich der Dreissigjahrfeier des Bundeslandes Wien, erfährt die erstaunte Öffentlichkeit, die, wienerisch, wie sie ist, immer fand, dass «nichts weitergeht», eine überwältigende Zahlenbilanz:

114.594 Wohnungen sind in dieser Zeit wiederaufgebaut oder instandgesetzt worden, der Spitalbettenstand wurde um 13.200 vermehrt, die Zahl der Mütterberatungsstellen ist von 40 auf 80 gesteigert worden, die der Kindergärten und Horte von 94 auf 173. 20 der zerstörten Kinderbäder wurden, ebenso wie das Amalienbad und das Gänsehäufel, um nur die bekanntesten zu nennen, wieder in Betrieb genommen.



Dr. Sabine Wenzel
Hans Zimm
1982 Europe 1981

4'500 Bombenrichter verschwanden aus den Wiener Strassen, 130 kriegsbeschädigte Brücken stehen dem Verkehr wieder zur Verfügung; alle Schäden am Gas- und Lichtnetz sind behoben, die Wasserversorgung funktioniert klaglos, Wien wurde wieder Messestadt, obwohl das Rotundengelände vollkommen und der Messpalast teilweise zerstört waren. Schliesslich sind 11.408 neue Wohnungen in Angriff genommen und mittlerweile zum Teil fertiggestellt worden.

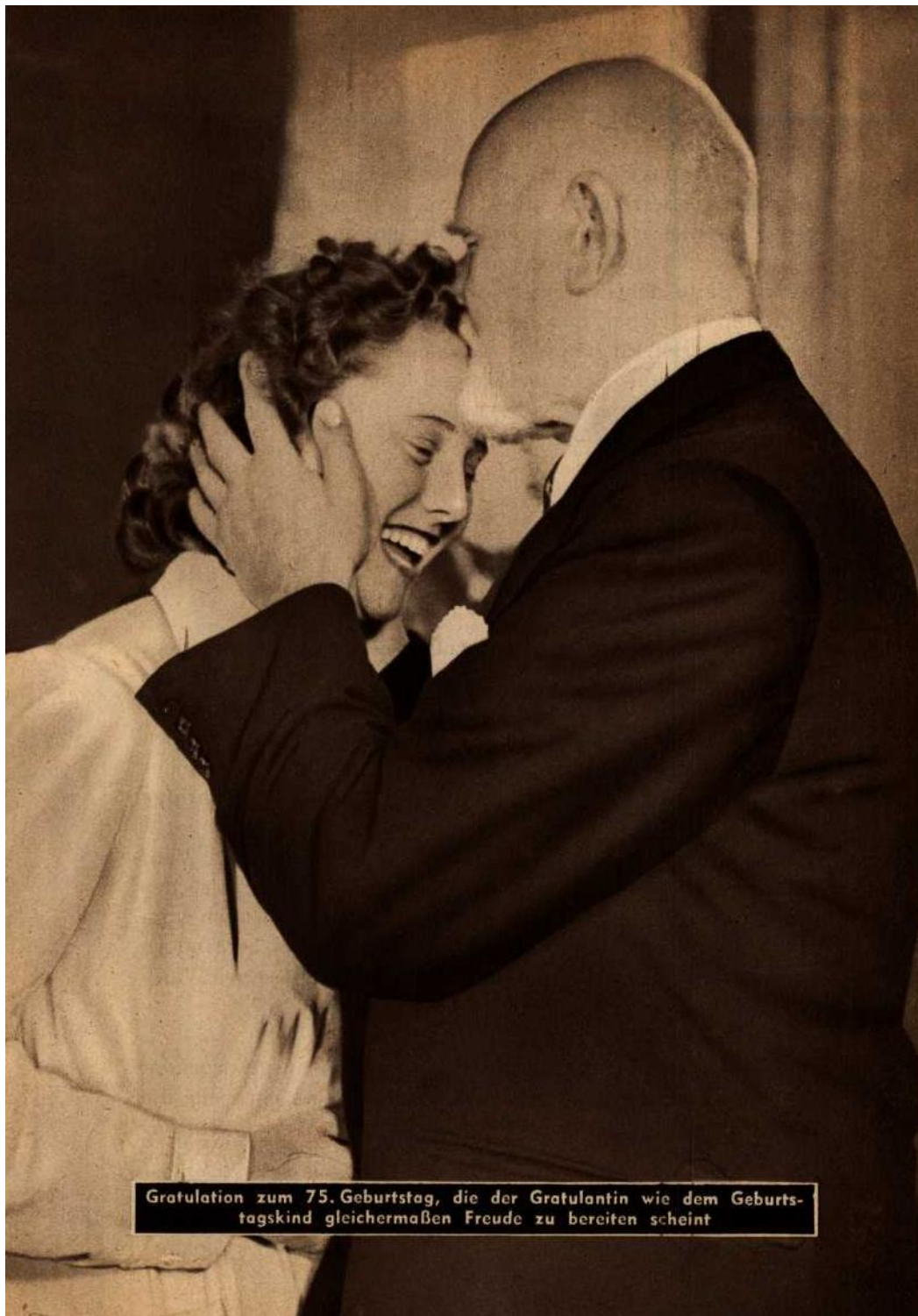
Noch im Sommer 1945, da sechs Millionen Kubikmeter Schutt und acht Millionen Quadratmeter Fensterglas zersplittert auf den Wiener Strassen lagen, berief am 9. Juli Theodor Körner eine Konferenz ein. Aufgabe der Architekten, Baumeister und Städteplaner, die sich unter dem energischen Vorsitz des Wiener Bürgermeisters versammelten, war es, eine Enquete über die städtebauliche Gestaltung Wiens durchzuführen. Mancher Fehler, der in der Vergangenheit gemacht wurde, soll jetzt eliminiert werden. Vieles, was erst Jahre später verwirklicht werden konnte, wurde in den Julitagen des Jahres 1945 bereits konzipiert. Weil an der Spitze der Stadt ein Mann stand, der, nach rechter Strategenart, nicht nur an das Heute, sondern auch an das Morgen und Übermorgen dachte.

DR. H. C. UND EHRENBÜRGER

Wie dem fähigen Generalstäbler des Weltkrieges Orden über Orden verliehen werden, so ist der grosse Bürgermeister eines neuentstehenden Wien Gegenstand zahlreicher Ehrungen.

Am 27. Oktober 1945 verleiht ihm die Technische Hochschule die akademische Würde eines Ehrenbürgers. Knappe drei Jahre später, anlässlich seines 75. Geburtstages, wird der Bürgermeister Ehrenbürger der Stadt Wien. Alle Parteien stimmen einträchtig dafür. Auch dies ein typisches Zeichen für das Phänomen Körner: in seiner Gegenwart verhält jeder Zwist und man beugt sich seiner besseren Einsicht.

Ruhig lässt sich Theodor Körner mit Ehrungen und Beifall überschütten, und wenn dann Applaus und schwungvolle Reden



Gratulation zum 75. Geburtstag, die der Gratulantin wie dem Geburtstagskind gleichermaßen Freude zu bereiten scheint

verklungen sind, geht er hin und sagt ein paar einfache Worte, etwa so:

«Wenn ich das Fazit meines Lebens ziehe, an dessen Abend mir diese grosse Ehrung zuteil wird, so ist es dies: Nach dem ersten Weltkrieg war es meine Überzeugung, dass eine neue Zeit freier, friedlicher Entwicklung kommen müsse und man auf die Seite der Enterbten dieser Gesellschaft treten soll. Heute bin ich sicher, dass sich die neue friedlichere und sozialere Welt verwirklichen, dass eine neue, bessere Zeit kommen wird. Nicht ohne Schwierigkeiten, nicht ohne Schmerzen. Gilt doch immer noch das Naturgesetz: «Nicht ohne Schmerzen wird eine neue Welt geboren.»

ZWEI WAHLEN

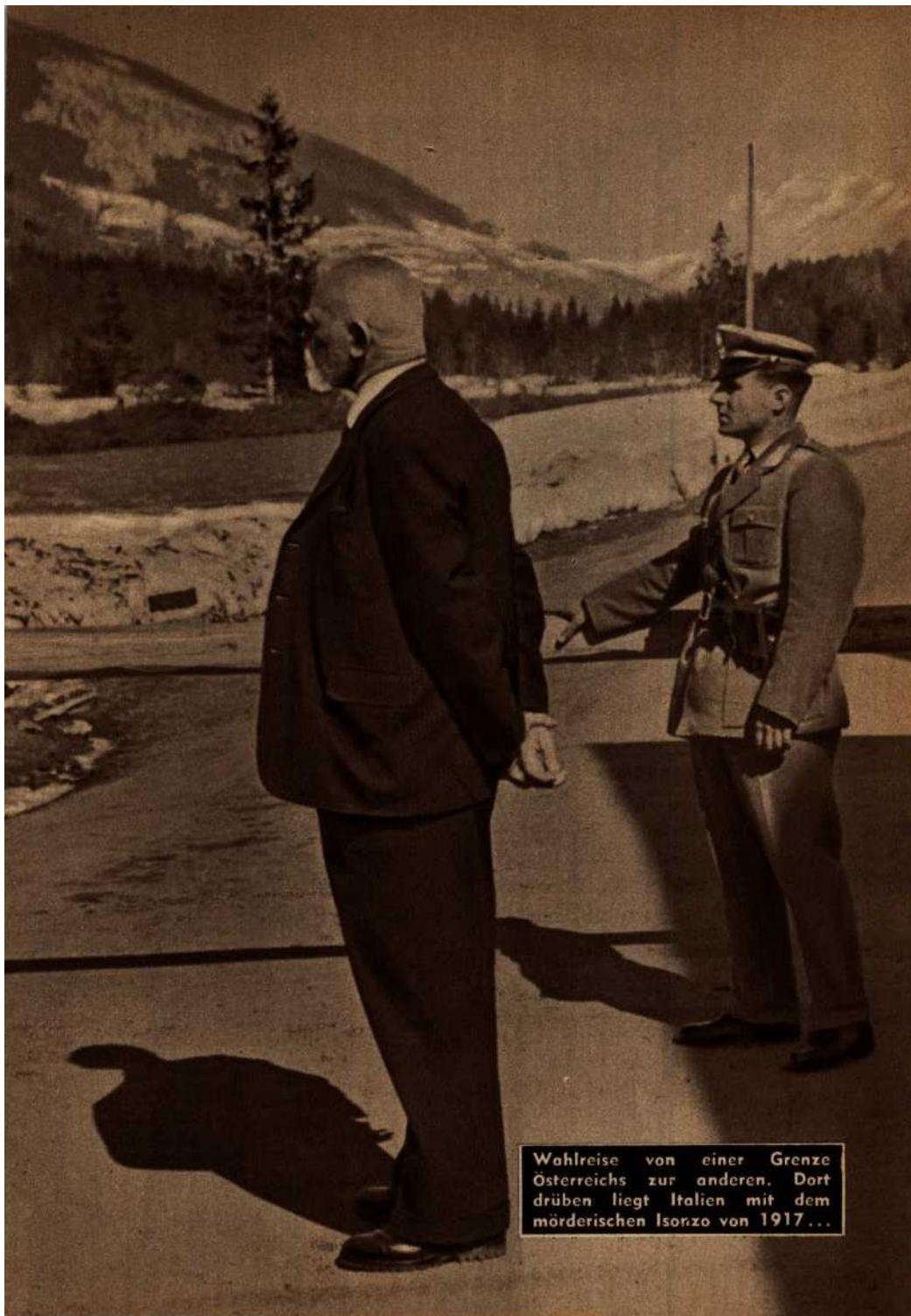
1951 beginnt für Österreich schmerzvoll; Bundespräsident Dr. Karl Renner ist in den letzten Stunden des alten Jahres gestorben. Unter die Trauer um einen verehrten und geliebten Menschen, eine Persönlichkeit von überragenden geistigen und staatsmännischen Fähigkeiten, einen Politiker historischer Prägung, mischt sich ernste Sorge: Wer wird die Nachfolge dieses Mannes antreten?

Gewiss, jetzt werden alle Parteien Kandidaten für die Wahl eines neuen Staatsoberhauptes aufstellen. Wo aber ist der Mann, dessen Persönlichkeit so stark ist, dass sie auch vom Gegner respektiert wird, eine Persönlichkeit, die es verhindern kann, dass das kleine Land in kritischer Zeit durch einen Wahlkampf allzusehr erschüttert wird?

Da fällt der Name Körner.

Viele haben an ihn gedacht, einer hat ihn ausgesprochen; für alle aber ist er selbstverständlich. Lange, noch ehe die Sozialistische Partei formell beschliesst, den Wiener Bürgermeister als ihren Wahlkandidaten aufzustellen, ist sein Name bereits im Munde der Wiener.

Wer, wenn nicht dieser 236. und aus dieser illustren Gesellschaft



Wahlreise von einer Grenze Österreichs zur anderen. Dort drüben liegt Italien mit dem mörderischen Isorzo von 1917...



An den Strassen aber stehen die Menschen und warten auf die Ankunft «vom Bürgermeister» aus Wien. Kleine und grosse Leute pflegen ihn «ihren Bürgermeister» zu nennen

hervorragende Bürgermeister seit 1282, der die Stadt aus dem Elend geführt hat, wäre berufen, nun auch «Bürgermeister von Österreich» zu werden? Wer, wenn nicht dieser Sohn des altösterreichischen Nationalitätenstaates sollte fähig sein, die latente Rivalität zwischen der Bundeshauptstadt und den Bundesländern zu beseitigen, um solcherart ein würdiger Vater des Vaterlandes zu sein?

«Ich habe vom ersten Tag nach 1945 an immer versucht, den Gegensatz zwischen den Ländern und der Bundeshauptstadt Wien zu beseitigen» der früher Anlass zu grossen Konflikten gewesen ist. Daher muss das Verhalten der Länder zueinander und zur Regierung auch geleitet sein von der Erkenntnis, dass sich Egoismus in einem Land nicht durchsetzen kann ...»

Als am 23. Februar die Sozialistische Partei Theodor Körner zu ihrem Kandidaten erklärt, stellt dies keineswegs eine Sensation dar, und es bedürfte kaum der Erklärung des Innenministers Helmer,



dass es bei dieser Wahl nicht darum geht, sich für eine Partei, sondern ausschliesslich für eine Persönlichkeit zu entscheiden. Denn diese Persönlichkeit dokumentiert sich schon wenige Augenblicke später, wenn Körner sagt:

«Ich bin überaus beschämt durch diese Wahl, denn ich halte mich weder für berufen noch geeignet, der Nachfolger eines so grossen Mannes zu werden, wie es Dr. Renner war. Ich verspreche Ihnen aber, mein Bestes zu tun. Es wird mir auch nicht leichtfallen, mich von meinem Posten als Wiener Bürgermeister zu trennen ..»

Das ist es, was Körner in diesen Tagen quält: Noch niemals in seinem Leben hat er eine Aufgabe nicht vollendet – und nun soll er die begonnene Arbeit im Stich lassen? Nicht abwarten, ob die Saat, die er gesät, auch edle Früchte tragen wird? Wenn er dennoch dem Rufe folgt, dann ist dies wieder das Ergebnis einer reiflichen Erwägung: das Schwerste der einen Arbeit wurde geleistet; mag nun wieder eine neue beginnen ...

Der Name Theodor Körner, vor Jahrzehnten zum erstenmal fettgedruckt in einem belanglosen Schülerverzeichnis, prangt von den Titelköpfen der Zeitungen, er klettert die Hausmauern empor, leuchtet von den Dachfirsten und ertönt aus dem Mund hunderter Redner, aus tausenden Lautsprechern. Der Kopf des Wiener Bürgermeisters, dieses ebenso gütige, wie strenge, markante Gesicht, umrahmt vom charakteristischen weissen Bart, prangt von jeder Litfasssäule, leuchtet auf allen Plakatwänden, schmückt riesige Türme und winzige Werbemarken.

Wahlkampf...

Theodor Körner meidet die Strasse, in den ersten Wochen, soviel er kann. Er hasst die lauten Worte, die bunten Farben um seine Person, obwohl er weiss, dass sie im modernen Wahlkampf kaum zu umgehen sind. Aber er will wenigstens sowenig wie möglich davon wissen. Am Tage des ersten Wahlganges hat er noch keinen der Türme gesehen, die in Wort und Schrift für ihn werben ...

Körner ist von Herzen froh, als er am 28. April die laute Stadt verlassen und sich auf Wahlreise in die Bundesländer begeben



Jubel um den Präsidentschaftskandidaten in Graz und in Salzburg, in Linz, Innsbruck, Bregenz, Klagenfurt und Eisenstadt. Jubel später auch in Wien

kann. Kreuz und quer durch Österreich wird ihn sein Weg führen, willkommener Anlass, nach Jahrzehnten mit den Menschen des Landes in Kontakt zu kommen, die Berge und Wälder der Heimat wiederzusehen.

Diese Rundfahrt durch Österreich ist eine unvorstellbare Strapaze – sollte man meinen. Viertausend Kilometer im Auto, im heißen Staub Südkärntens, wie auf den eisigen Höhen des Arlbergs; sechzig Kundgebungen, mehr als hundert Versammlungen, an die zweihundert offizielle Begrüßungen. Anhalten, Aussteigen, Einsteigen,

Hände schütteln, zehnmal, zwanzigmal an einem Tag. Von sieben Uhr früh bis zehn Uhr abends unterwegs. Und das vierzehn Tage hindurch.

Er geht als letzter auf sein Zimmer, weil er immer noch jemanden findet, mit dem er sich unterhalten möchte. Im Bett liest er noch oder macht sich Notizen für den kommenden Tag. Wenn seine Begleitung müde und wie gerädert morgens zum Frühstück kommt, hat er bereits eine kleine Wanderung hinter sich. Die Rast am Strassenrand benützt er zu einem ausgedehnten Spaziergang, Hut und Mantel lehnt er auch auf den stürmischen Passhöhen des Arlbergs ab.

Sie laufen ihm zu wie einem Rattenfänger . . .

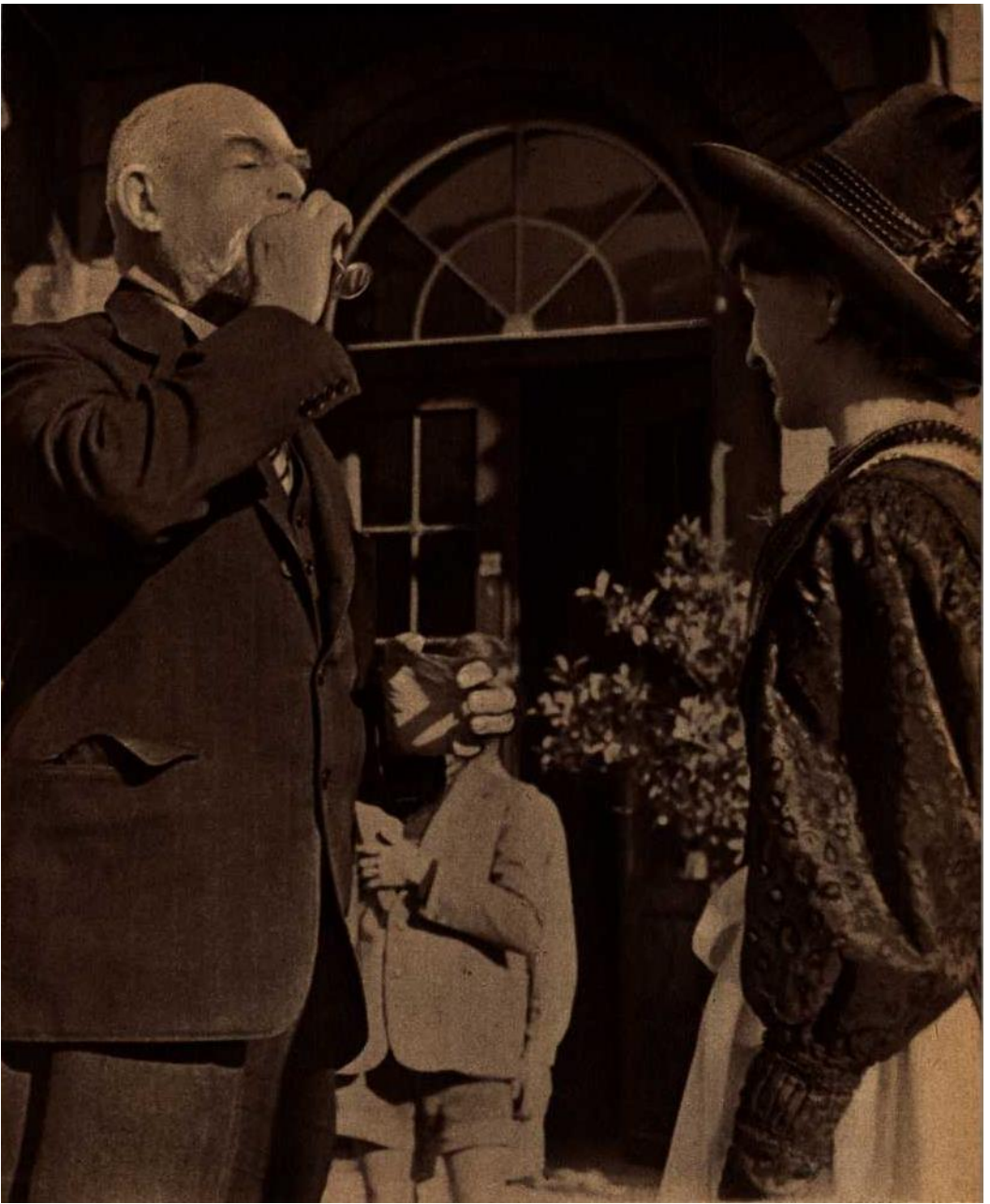




Kurze Rast auf einer langen Reise: vergnügliches Beisammensein mit den Winterurlaubern eines alpinen Sporthotels. Der alte Herr, der tausende Kilometer Autoreise hinter sich hat, ist ebenso agil wie das urlaubstrunkene Skihaser!!

Und Körner lacht.

Körner lacht auch an jenem Abend nach einem besonders anstrengenden Tag. Es gab nicht weniger als zehn Versammlungen und fünfhundert Kilometer Reise – und es gelingt, alle Verpflichtungen für den Abend abzusagen und den Bürgermeister in sein Zimmer zu komplimentieren. Gegen Mitternacht ertönt aus einem Extrastüberl das Lärmen fröhlicher Stimmen. Man hält Nachschau: Körner sitzt im Kreise alter Freunde und freut sich herzlich des kleinen Streiches, den er seinen «Garden» gespielt hat.



**«Prost, Herr Bürgermeister!» Die kleine Stadt kredenzt dem grossen Gast durch eine ihrer schönsten Töchter einen Willkommenstrunk
Links: Hunderte, tausende Gespräche mit dem berühmten «kleinen Mann auf der Strasse» gehören zum Pensum der strapaziösen Wahlreise**

Durch grosse Städte führt der Weg.

In Klagenfurt stehen Zehntausende im Landhaushof und hören, was ihnen der 'Bürgermeister von Wien zu sagen hat. Es sind keine grossen Versprechungen, es gibt keine schwungvollen, gedrechselten Worte; er steht da oben und sagt schlicht: «Ich kenne eure Sorgen und es sind auch meine. Gemeinsam werden wir der Sorgen Herr werden.» Und die Zehntausende weichen auch nicht, als ein Wolkenbruch über sie niedergeht.

Jubel in Graz und in Salzburg, in Innsbruck, Linz, Bregenz und Eisenstadt. Fahnen und Musikkapellen.

Selbst in ganz kleinen Orten stehen die Menschen stundenlang auf der Strasse und wollen den Mann sehen, von dem man so viel Gutes gehört hat. Wenn es keine Musikkapellen gibt, dann singen die Kinder und umdrängen ihn, in dichten Scharen, sobald er aus dem Auto steigt. Und keines fürchtet sich vor dem grossen, fremden Mann – sie laufen ihm zu wie einem Rattenfänger. Mit dem sicheren Instinkt des unverdorbenen Charakters spüren sie die Wärme und Güte, die von diesem weissbärtigen Herrn ausgeht.

Nach den Kindern kommen die Männer und Frauen, die Greise und die jungen Burschen und Mädels. «Herr General» sagen die Alten, «Herr Doktor» die Vorsichtigen. Die meisten aber nennen ihn «Herr Bürgermeister». Er ist so selbstverständlich vertraut, als sei er einer der ihren, der Bürgermeister von Unterkleinstadt oder Obergrossdorf ...

WAS DIE MENSCHEN LIEBEN

Innerhalb weniger Tage ist Körner nicht mehr der populärste Mann von Wien allein, sondern auch von Österreich. Ungezählt sind die Anekdoten, die man über ihn erzählt. Legenden umwoben, noch ehe er den legendären Platz des ersten Mannes im Staate eingenommen hat. Denn er bringt neben seinen geistigen und organisatorischen Fähigkeiten gerade das mit, was die Menschen – im Herzen zumindest – am höchsten schätzen: Würde, gepaart mit Bescheidenheit.

So wird er, bei Lebzeiten noch, eingereiht in die Gemein-



Ein Handkuß in Ehren . . . Ein Augenblick, der dem blonden Kärntner Kind unvergeßlich bleiben wird

schaft sagenhafter und volkstümlicher Figuren, von denen man Kind und Kindeskind gern erzählt: «Da ist einmal der ... unerkant durch die Gassen der Stadt gegangen ..

Hierin aber unterscheidet er sich wesentlich von den Lieblingen der Historie; denn es ist ihm kaum möglich, auch nur die Strasse zu überqueren, ohne nicht schon von weitem gegrüsst zu werden.

WAHLTAG IN DER ALBERTINA

Von weitem grüssen ihn die Frühaufsteher, die am 6. Mai 1951 zeitig morgens zur Wahl gehen. Er ist der erste in seinem Wahllokal, reicht, wie immer, wenn er einen Raum betritt, sämtlichen Anwesenden die Hand, wirft einen Stimmzettel ein, wechselt ein paar Scherzworte mit Wahlvorstand und Beisitzern («Sie glauben doch nicht wirklich, dass ich mich selbst gewählt habe?»), geht aus dem Wahllokal, lässt mit Gelassenheit den Ansturm der Photographen über sich ergehen und...

... Was tut ein Mann, über dessen weiteres Schicksal in den kommenden Stunden entschieden wird? Den vielleicht nur mehr einige Wochen von den höchsten Würden trennen, die ein demokratischer Staat zu vergeben hat? – Lläuft dieser Mann nervös umher, sucht er sich im Gespräch mit Freunden abzulenken, erwägt er ungeduldig seine Chancen, fiebert er nach den ersten Wahlergebnissen?

Irgendein Mann täte das vielleicht.

Körner geht ins nächste Kaffeehaus, trinkt mit Behagen einen Mokka, doppelt gross und doppelt stark, plaudert eine Viertelstunde mit dem Oberkellner und schlendert dann über den Ring; bleibt vor einem Blumengeschäft stehen, betrachtet mit ruhiger Aufmerksamkeit einen bunten Biedermeierstrauss, bis ihm ein sanftes Leuchten in die Augen kommt. Geht weiter, lenkt dann beim Goethedenkmal ein und wandert hinauf zur Albertina, um einen beschaulichen Vormittag bei den Kostbarkeiten grosser Meister zu verbringen. (Nicht ohne vorher, allen Protesten der Beamten zum Trotz, pünktlich seinen Obulus entrichtet zu haben.)

Name		Charakter oder	Berufstätigkeit	Alterklasse Befund	Erfolge unter Nr. Nr. Nr. Nr.	Anmerkung
Geburts- Datum, Ort, Pfarre, Land						
1.	Dr. C. Theodor Körner	General a. D.			X-228/II/16.2/19 akt. 6829. 1. 10. 1939	geborene St. J. Katholik Böhmisch-Böhmen
24.4.1875	Königsbrunn gem. Pfarre ung.	altw. Bürgermeister der Stadt Wien			SCHW 18. Dez. 1947 Bundspräsident	
2.						
3.						
4.						
22.5.19		Walter Höfer				
Zulässigkeits- Begründung	Land Ansuchen des W. G. B. 4. vom 22.11. 1919. 2. 5385 D. N. 2. 1939. 10 Waren II Zuständigkeit in Wien verliehen			22008	Gemäß M. Abt. 50 III/26818, 21 vom 14. XII. 1921 überprüft und besteht das Wiener Hei- matrecht zu Rechl.	
				1856	3. st. eingetragene 50	
				1857	Te. Mühlbacher Ing. u. Prof. 19	
				1876		
				1886		
				1890		
				1900		
				1910		

Ein historisches Dokument
Die Stammrolle Theodor Körners, dessen «Charakter und Beschäftigung» zunächst mit «Oberst, aktiv», angegeben ist, dann ober dem «General a. D.» weichen muss. «Bürgermeister der Stadt Wien» lautet die nächste Korrektur.
Und schliesslich gross und deutlich «Bundespräsident»

Gemächlich geht er durch die Räume, betrachtet hier einen Stich, dort eine Miniatur, holt die Brille aus der Tasche, beugt sich interessiert über einen Glaskasten – ganz versunken in den Kunstgenuss und als ob es dort draussen, jenseits der Mauern dieses stillen Gebäudes, keine Bundespräsidentenwahl gäbe.

Mit dem gleichen Interesse besichtigt er dann noch die Wiederaufbauarbeiten an der Rampe, balanciert über einige freischwebende Balken, schaut in jeden Winkel und fährt schliesslich mit der Strassenbahn nach Hause, um nach dem Essen zu arbeiten. Den Abend verbringt er daheim in Gesellschaft einiger Freunde, mit denen er die ersten Wahlergebnisse abhört. Dann sagt er: «Ich habe morgen einen harten Arbeitstag, ihr entschuldigt, dass ich mich verabschiede .. .»

Dieser erste Wahlgang hat, wie zu erwarten, zunächst noch nicht die starren Grenzen der Parteien zu sprengen vermocht.

DER ABEND DER ENTSCHEIDUNG

Körner und sein wichtigster Gegenkandidat, der Landeshauptmann von Oberösterreich, Dr. Gleissner, der von der Österreichischen Volkspartei nominiert wurde, liegen mit 39 und 40 Prozent der abgegebenen Stimmen Kopf an Kopf und müssen nochmals eine Stichwahl über sich ergehen lassen.

Was man im Stillen gefürchtet hat, wovor man am meisten bange, als Dr. Renner starb, tritt ein: Österreich wird geschüttelt vom Fieber verschärfter Propaganda und ätzender Gegenpropaganda; zwei Wochen lang kennen die Zeitungen kein anderes Thema, spricht die Öffentlichkeit von nichts anderem; wäre man in Amerika, es gäbe wahrscheinlich Wetten grössten Ausmasses: Wird die Persönlichkeit siegen?

Die Persönlichkeit siegt! Der Mann, dessen Charakterbild durch der Parteien Gunst und Hass nicht verzerrt werden kann, wird Bundespräsident von Österreich.

Den Abend der Entscheidung hat Theodor Körner bei einer Vorstellung von Beethovens «Fidelio» in der Staatsoper verbracht – Zufall oder Absicht, dass man an diesem Abend das Hohelied der Treue spielt?



«Unser Körner – Bundespräsident» – da freuen sich die Wiener

In der Nähe des sozialistischen Präsidentschaftskandidaten sitzt eine Gemeinderätin der Gegenpartei. Er begrüßt sie und fragt, wohin er sie mit seinem Wagen bringen dürfe.

«In die Falkestrasse, selbstverständlich.» (Sitz der Volkspartei, d. Verf.)

«Wir fahren zuerst in die Falkestrasse», sagt er dem wartenden Chauffeur, es ist übrigens der gleiche, der schon den Oberst im Weltkrieg fuhr.

«Aber Herr Bürgermeister, Sie führen ja mit hunderttausend Stimmen!»

«So, woher wissen Sie denn das?»

Der Chauffeur deutet wortlos auf den Radioapparat im Auto.

Körner sieht, wie die Dame seiner Begleitung zusammenzuckt. «Dann stellen Sie bitte das Radio ab. Und fahren Sie in die Falkestrasse ...»

Dann begibt er sich ins Innenministerium, wo die Freunde seiner harren.

Die fiebernde Spannung, die die ganze Stadt, das ganze Land und jeden Einzelnen der Freunde ergriffen hat, die die Menschen auf der Strasse vor den öffentlichen Lautsprechern stehenbleiben heisst und sie in den Wohnungen zu einer aufmerksamen Hörergemeinschaft zusammenschweisst – diese Spannung hat sich nicht auf Körner übertragen.

Als Jubel und Taumel um ihn ausbrechen, lächelt er nur leise. Jenseits von Leidenschaft und Hass.

Weit auf hebt er die Arme, wie ihm in der gleichen Nacht noch ein brodelndes Menschenmeer auf dem Rathausplatz Ovationen entgegenbringt. Und in dieser Geste, die eine ganze Stadt, ein ganzes Volk zu umschliessen scheint, liegt das Bekenntnis eines Mannes, der sein Leben für andere lebte.

Alle sehen es, doch keiner spricht viel darüber: Körner geht nicht leicht aus dem Rathaus. In diesen letzten Tagen scheint jedes Wort doppeltes Gewicht zu haben, und wenn er sagt: «... dies wäre noch zu erledigen, und jenes hätte ich gerne noch geordnet.» dann ist in diesem Noch die ganze Schwere des Abschiedes, die dann in den Worten gipfelt, die Theodor Körner in der letzten Festsitzung des Stadtsenates spricht. «... Festesstimmung kann heute in der Festversammlung bei mir nicht aufkommen ...»

Sehr ernst und feierlich steht der Bundespräsident am 21. Juni vor der Bundesversammlung, und für den Bruchteil einer Sekunde hat es den Anschein, als ob seine Stimme schwankte, als er die Eidesformel spricht. Dann aber geht er aufrecht und gelassen auf die Tribüne und sagt zu den Vertretern des Volkes:

«Ich will allen guten Österreichern ohne Unterschied und Ausnahme Freund und Helfer sein..

Gross und einsam schreitet er, empfangen von einem festlichen Sommerhimmel und begrüsst von festlich gestimmten Menschen, die weisse Freitreppe des Parlamentes hinab.

Zu seinen Häupten wehen die rot-weiss-roten Fahnen in den lichten Himmel.

**Der neue Bundespräsident
grüßt Österreich**







Feierliche Angelobung im Parlament: „Ich will allen Österreichern ohne Unterschied und Ausnahme Freund und Helfer sein“



Polizei-
parade vor
Bundespräsident,
Bundesregierung
und diplomatischem
Korps



DER BUNDESPRÄSIDENT

Sein inoffizielles Programm gibt der neugewählte Bundespräsident unmittelbar nach den offiziellen Erklärungen und Reden bekannt und sagt vor Presseleuten:

Vor allem werde ich alles daransetzen, um auch als Bundespräsident den unmittelbaren Kontakt mit dem Volk nicht zu verlieren. Wer immer im Büro sitzt, kann nicht erfahren, wo die Leute der Schuh drückt.

Ich habe die Absicht, oft in die Bundesländer zu fahren und das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Ländern zu stärken. Ich will trachten, den mir zur Wahlzeit taxfrei verliehenen Titel eines «Bürgermeisters von Österreich» wirklich zu verdienen.

Ich habe versprechen müssen, auf meine Gesundheit zu achten, aber sie lässt für mein Alter nichts zu wünschen übrig; ich gedenke auch als Bundespräsident nur bei den feierlichsten Anlässen einen Hut zu tragen. Sonst wird sich an meinen Lebensgewohnheiten nichts ändern. Dem Mangel einer «First Lady» kann ich nicht abhelfen, aber ich werde versuchen, mich allein fortzubringen ...

Diese «Lebensgewohnheiten» eines alten Soldaten bedeuten in manchen Dingen Revolution.

Ein Bundespräsident, der um acht Uhr morgens im Amt sitzt, ist ebenso ein Novum, wie ein Bundespräsident, der mittags im Gasthaus isst und sich dabei mit seinem Chauffeur unterhält. Ein Bundespräsident, der nach wie vor ohne Hut und Mantel ausgeht, bringt zunächst auch die Gemüter in der gleichen Weise durcheinander wie ein Bundespräsident, der sonntags mit der Strassenbahn fährt.

Mit der Zeit gewöhnt man sich an ihn.

Und mit der Zeit gewöhnt er sich an manches.

Theodor Körner, der in der Wohnung eines armen Offiziers gebo-



Soeben angelobt!

ren und in nüchternen Kasernen gross wurde, kann sich zunächst nur schwer dem neuen Milieu anpassen. Die prunkvolle Zimmerflucht des Leopoldinischen Traktes der Wiener Hofburg, in der sich nun seine Amtsräume befinden, behagt ihm nicht. Er bewundert die Kunst der Gobelins und der geschliffenen Luster, er betrachtet mit Vergnügen das Miniaturenkabinett, das vor seinem offiziellen Arbeitszimmer liegt; ja, er steht oft lange vor den seltsam-kühlen Steinbildern, die eines der Vorzimmer schmücken, und streicht über den schimmernden Lack unschätzbar wertvoller chinesischer Kästen und Kassetten.

Aber zumindest im Anfang hat er das Gefühl ersticken zu müssen in all der musealen Pracht.

Er liebt gerade Linien – hier fängt sich das Auge an Schnörkeln. Er ist gewöhnt, seinen festen Schritt hallen zu hören – und die Füsse versinken ihm in zentimeterdicken Teppichen. Er möchte den Blick schweifen lassen – dichte Vorhänge, jahrhundertealt, hindern ihn daran.

Das «intime» Arbeitszimmer in der ehemaligen kaiserlichen Hofburg





Der Weg in des Präsidenten Arbeitszimmer führt durch den Spiegelsaal

Der Stil seiner Amtsräume ist nicht der seine, und in den ersten Tagen sieht er abweisend auf die Dinge seiner Umgebung, so als fühlte er sich durchaus nicht zu ihnen gehörig. Später dann geht er bewusst rasch zur Tagesordnung über und schliesslich denkt er gar nicht mehr daran. Mit der Selbstverständlichkeit, als geschähe das seit vielen Jahren, nimmt er seine Feder vom vergoldeten Schreibzeug, breitet er seine Arbeit auf der spiegelnden Platte des Schreibtisches aus, an dem einst Kaiser Josef II. zu arbeiten pflegte.

Kaum benützt ist das grosse Zimmer, in dem Maria-Theresia zu schlafen pflegte, der überdimensionale Schreibtisch in diesem Raum, den einst Metternich mit seinem Sekretär teilte, sieht leer und unpersönlich aus. Desgleichen wird der Ruheraum, der sich dem intimeren Arbeitszimmer anschliesst, nie betreten. Das Bett mit den blauweissen Damastdecken und die Chaiselongue stehen unberührt: der Bundespräsident pflegt nicht zu ruhen.



Hofburg zu Wien, Leopoldinischer Trakt. Das Arbeitszimmer Theodor Körners befindet sich im ersten Stock der langen, zum Heldenplatz weisenden Front

Der Bundespräsident pflegt nur zu arbeiten.

Punkt acht Uhr nimmt er ein Referat über die laufenden Geschäfte entgegen, um halb zehn Uhr findet im festlichen Sitzungssaal eine gemeinsame Beratung der Konzeptsbeamten statt, ab elf Uhr steht das Staatsoberhaupt den Besuchern zur Verfügung; Diplomaten, Wissenschaftlern, ausländischen Delegierten, Mitgliedern der Regierung. Oder er fährt zu Empfängen, Eröffnungen, Enthüllungen, offiziellen Besuchen.

Der Präsident hat einen grossen Aufgabenkreis: Empfang und Beglaubigung ausländischer Diplomaten, Abschluss von Staatsverträgen, Ernennung der Bundesangestellten, Schaffung und Verleihung von Berufstiteln, Begnadigung in Einzelfällen – all dies aber ausschliesslich über Vorschlag der Bundesregierung, wobei es dem Präsidenten freigestellt bleibt, einen derartigen Akt auch nicht zu unterfertigen.



**Körner auf dem Gewerkschaftskongress 1951. Von links nach rechts:
Präsident Nationalrat Böhm, Sozialminister Maisel, der Bundespräsident und
Erster Sekretär Nationalrat Proksch**

Der erste Mann im Staate ist darüber hinaus aber auch berechtigt, den Nationalrat aufzulösen, die Bundesregierung in ihrer Gesamtheit oder den Bundeskanzler allein zu entlassen oder zu ernennen – Rechte, die bedenklich sein mögen, wenn nicht ein aufrechter und in jeder Beziehung integrierter Mann sie erhält. Etwa ein Körner, der nie etwas tut, das er nicht reiflich erwogen und mit Meinung und Wohl der Allgemeinheit in Einklang gebracht hat.

Etwa ein Körner, der in Situationen, wie sie 1934 und 1938 brachten, nicht schweigt und sich verkriecht, sondern handelt.

Um handeln zu können, gilt es, genau die Abgrenzung von Rechten und Pflichten zu kennen: wieder sitzt der ewige Student und dringt in die Geheimnisse eines vierten Berufes ein; das vierte grosse B in diesem grossen Leben: Berufssoldat, Bundesrat, Bürgermeister, Bundespräsident.

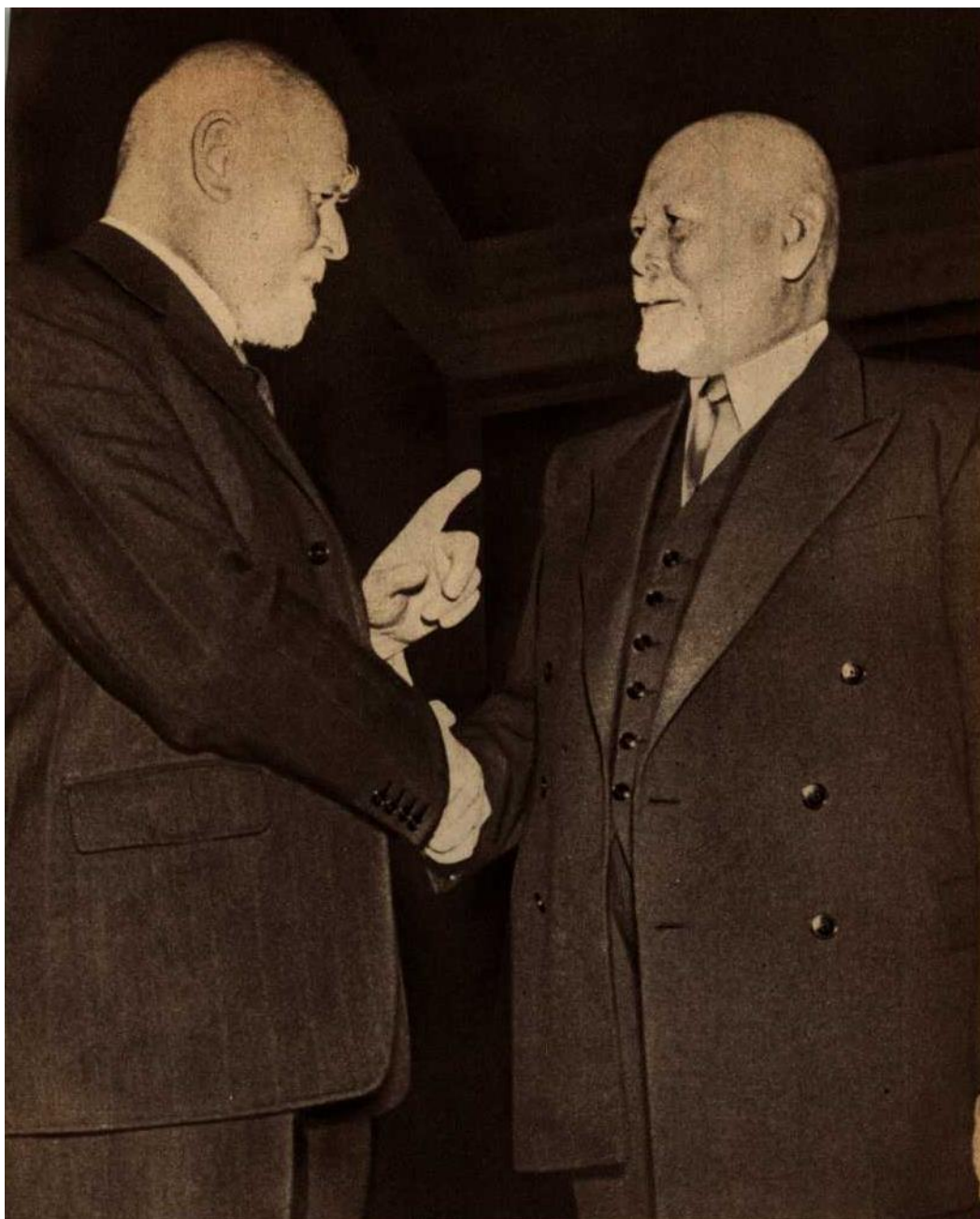
«Der Grundriss des österreichischen Verfassungsrechtes» gehört ebenso zum Tagespensum wie das Studium juristischer Lehrbücher und der Bundesgesetzblätter.

«DER KÖRNER», EIN BEGRIFF FÜR SOFORTHILFE

Wie einst das Bürgermeisteramt verlässt auch das Büro des Präsidenten kein wichtiges Schriftstück, das er nicht selbst gesehen und geprüft hätte. Entwürfe zu Briefen, die besonderer Sorgfalt bedürfen, verfasst er selbst. Auch noch ein Brief der Ablehnung, wenn es etwa gilt, eine Bitte abzuschlagen, wird getreues Spiegelbild des Bundespräsidenten sein. Das Schreiben wird einige sehr freundliche Worte des Bedauerns beinhalten und so abgefasst sein, dass der Empfänger den Eindruck hat, der Präsident habe sich keineswegs durch ein persönliches Anliegen belästigt gefühlt.

Der persönlichen Anliegen sind viele. Die Menschen, die den berühmten Bürgermeister von Wien zum Bürgermeister von Österreich erwählt haben, bringen ihm grenzenloses Vertrauen entgegen. Sie können es nicht begreifen, dass auch dieser Mann seinen verfassungsmässigen «Vorschriften» folgen muss und nicht Wunder wirken kann. Jede Begnadigung ist an einen Vorschlag des Justizministers gebunden, jede Eingabe um finanzielle Zuwendung in besonderen Notständen, seien sie privater oder kommunaler Natur, an die Zuständigkeit des betreffenden Ministeriums. Gross ist die Zahl der Bitten, die das frühere Aufgabengebiet des Bundespräsidenten betreffen, ungezählt die Ansuchen um Wohnungszuweisung oder Befürwortung bei irgendeiner Magistratsabteilung.

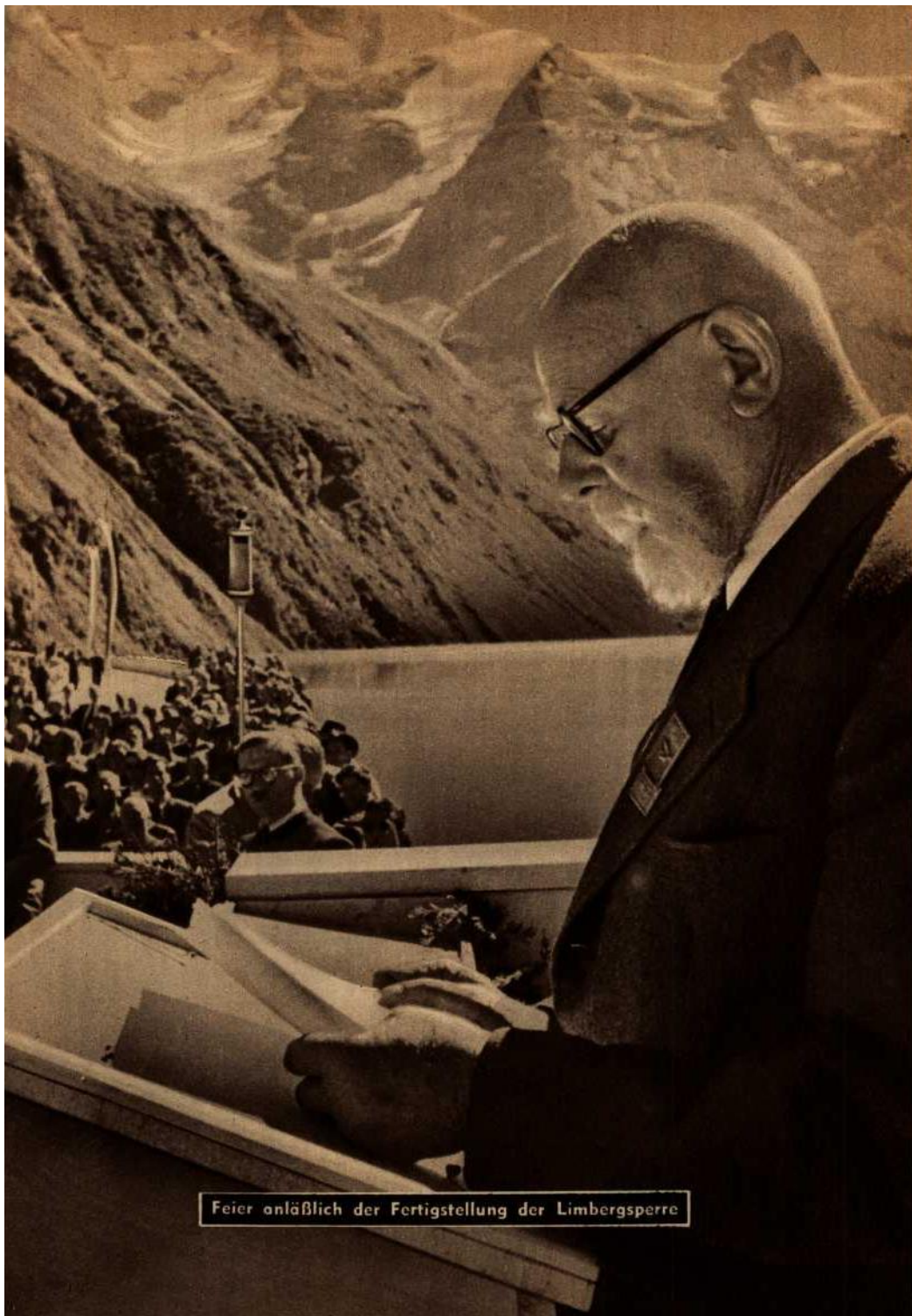
«Der Körner» wurde seit 1945 zum Begriff für Soforthilfe, folglich wendet man sich an ihn. Aber «der Körner» – die Kinder der Wiener Vorstadt pflegen ihn noch wesentlich unkonventioneller, schlicht «der Turl» zu nennen – enttäuscht nicht. Der Brief, der auf jeden Fall als Antwort aus der Präsidentschaftskanzlei eintrifft, enthält zwar in den meisten Fällen kein sofort wirkendes Allheilmittel, zumindest aber einen Fingerzeig, wo sich der Ausweg aus einer prekären Situation befindet.



Empfang wissenschaftlicher Kapazitäten . . . Der Bundespräsident und der weltberühmte Unfallchirurg Prof. Dr. Böhler – seiner Ähnlichkeit nach fast sein Doppelgänger



Reise durch die Bundesländer: Besichtigung von Kaprun (links Minister
Ing. Waldbrunner)



Feier anlässlich der Fertigstellung der Limbergsperr

Weder im Amt noch im Privatleben hat Theodor Körner, so wie er es am Tage seiner Einführung angekündigt hat, der Stellung oder Konvention zuliebe auch nur einen Zoll seiner Persönlichkeit verändert. Wenn er am späten Mittag die Hofburg verlässt, dann mag es vorkommen, dass er, wie in all den Jahren vorher, Aktentasche unter dem Arm, zunächst in den gegenüberliegenden Gemüseladen geht und mit Bedacht und Kennermiene Obst einkauft, schliesslich auch noch ein paar Gemüsekonserven einpacken lässt.

Gelegentlich mag es vorkommen, dass er von seinen kleinen Ausflügen durch die Stadt Kinder mitbringt, Kinder, die er im Hof der Burg herumstehen sah und denen er anmerkte, dass sie brennend gern einen Blick hinter die geheimnisvollen dicken Mauern werfen möchten. Der österreichische Bundespräsident nimmt dann seine jungen Staatsbürger an der Hand, führt sie hinauf in seine Amtsräume und sorgt dafür, dass sie zu sehen bekommen, was ein Kinderherz zu sehen begehrt.

Nach wie vor pflegt Theodor Körner seinen Tee selbst einzukaufen. Seit zwanzig Jahren im gleichen Geschäft; und immer «fünf Dekka offenen . .



aus zum gülden

Drachen 1566



4

1693



Mittagessen in einem kleinen Restaurant der Inneren Stadt . . .

Das Mittagessen wird mit Freunden in einem kleinen Restaurant der Inneren Stadt eingenommen. Gelegentlich kann man auch den Bundespräsidenten im Volkskeller sitzen sehen, eine leichte Speise konsumierend und mit einem Besucher oder Kellner plaudernd; «Wer nur hinter seinem Schreibtisch sitzt, kennt die Sorgen des Volkes nicht..

AUF DEM WEG NACH HAUSE

Nach Tisch führt der Weg zumeist nach Hause. In die hellgelben Polster des grossen schwarzen Wagens gelehnt, dessen bekannte Nummer 1000 oft durch eine wesentlich höhere, dafür aber unauffälligere verdeckt ist, die Zeitung in der Hand, fährt Theodor Körner nach Grinzing. Es wäre ihm lieber gewesen, hätte man ihm in der Hofburg ein oder zwei Zimmer freigemacht. In diesem einen Fall beugte er sich jedoch dem Rat und Wunsch der Freunde, die ihn viel zu gut kannten, um nicht zu wissen, dass er, wohnte er in unmittelbarer Nähe seines Schreibtisches, sich überhaupt keine Ruhe mehr gönnen würde. Auf diese Weise wird der Bundespräsident indirekt gezwungen, von der Behaglichkeit eines wohleingerichteten Hauses Notiz zu nehmen und sich ihrer gelegentlich doch zu bedienen oder einen geruhsamen Spaziergang durch den weitläufigen Garten zu machen.

Abzweigend von Grinzing, dort wo es am heimeligsten und am altertümlichsten ist, die Himmelstrasse aufwärts, um eine scharfe Ecke steil hinan – da ist dann das weit geöffnete schmiedeeiserne Tor, vor dem sich täglich mindestens zweimal die gleiche Szene abspielt: der Polizist salutiert mit ernster Dienstmiene, der Präsident winkt freundlich lächelnd und ruft ein paar Worte, die Dienstmiene des Polizisten weicht einem breiten Lächeln.

Ähnliches, doch gesteigerter und gelöster, pflegt sich allmorgendlich, ein paar Schritte weiter, vor einer Schule zu ereignen. Dort lauert, gleichgültig ob es schneit odêr aus allen Rissen des Himmels regnet, eine Schar Kinder, und sobald sie des bekannten schwarzen Autos ansichtig wird, stürzt sie sich mit hellem Geschrei darauf, umringt es lachend und winkend.



IN-U. AUSL.
GEMÜSE
SORTENARTEN

Ein Kilo Äpfel, ein –
selbst eingeka Ge-
schäft wartet <
Semrad, der schon i
krieg den Oberstei

Kilo Orangei n
ft. Vor dem
er Chauffeur er-
sten Welt-
Körner fuhr

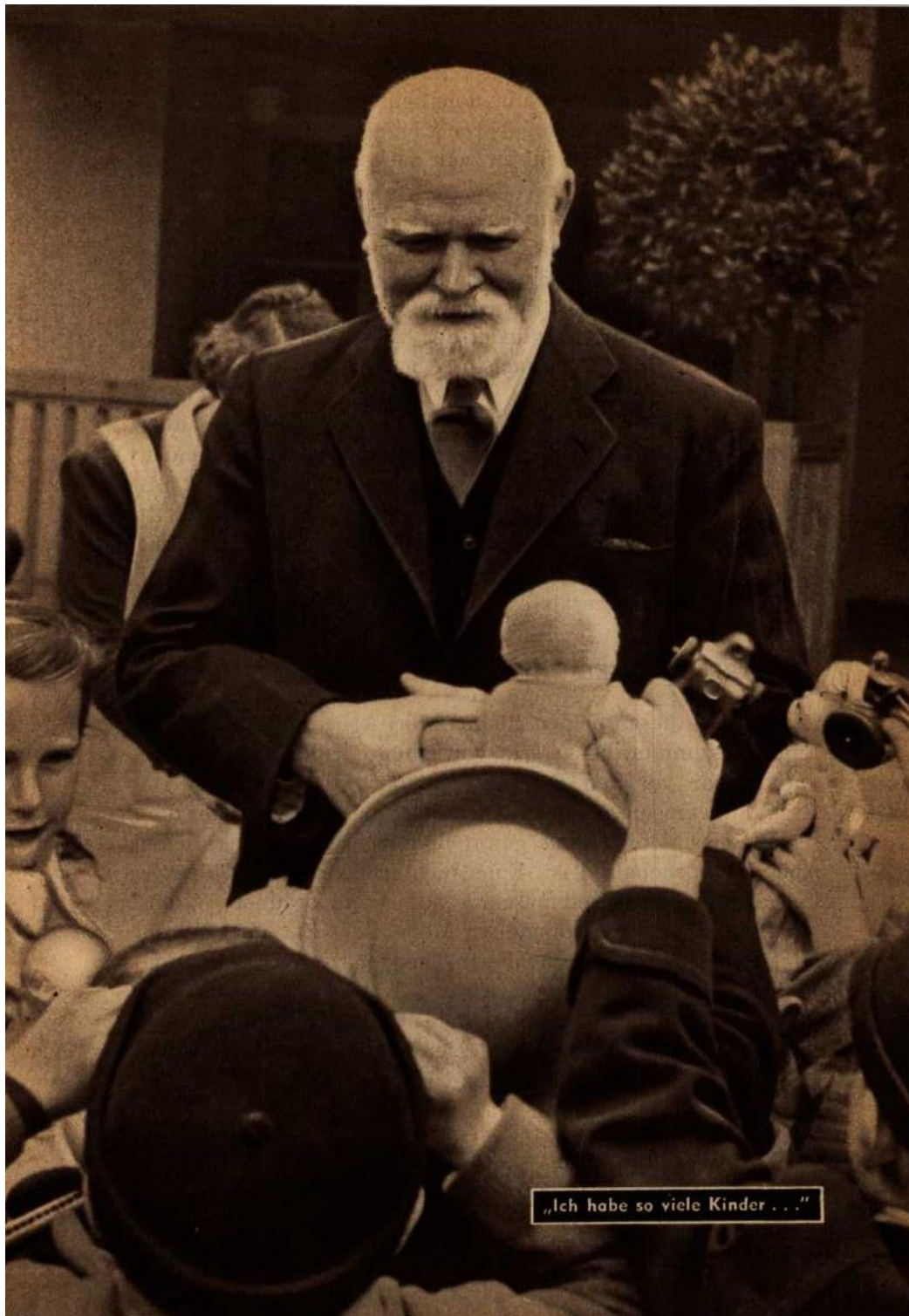


Reporter fragten Theodor Körner einmal, ob er sich nicht danach geseht hätte, selbst Kinder oder nun Enkel zu haben.

«Ich habe so viele Kinder, mehr als ich mir jemals hätte wünschen können. Und sie haben mich alle lieb, jedes wird sich gern an mich erinnern ...»

Am salutierenden Polizisten vorbei, links ein geducktes Häuschen liegenlassend, das vom Gärtner und dessen Frau bewohnt wird, gleitet das Auto einen Kiesweg zum Wohnhaus hinan, das weinlaubumspinnen breit auf einem Hügel liegt. Die grossen Fenster und Türen verheissen viel Licht im Innern des Hauses.

Lichtdurchflutet ist auch die Halle, die den Besucher empfängt, lang und schmal, nur mit einigen hohen Renaissancestühlen geziert, und dominiert von einer schön geschwungenen Holzstiege, die in das unbewohnte Obergeschoss führt.



„Ich habe so viele Kinder . . .“

Der Präsident, dieser Mann, dem keine menschliche Schwäche und daher auch die angeborene Neugier mancher Besucher nicht fremd ist, steht nicht an, sein neues Reich persönlich zu zeigen.

Hier, an der Gartenfront des Hauses, drei ineinandergelagerte grosse Räume, zwei davon hauptsächlich nur Repräsentationszwecken dienend. Ein Speisezimmer, dessen langer, ovaler Tisch, von hochmütigen Barocksesseln umkränzt, in sporadischen Abständen die Mitglieder der österreichischen Bundesregierung zu einem einfachen Abendessen um sich versammelt.

Ein fast kreisrundes Biedermeierzimmer, mit eingebauten Buchstellagen unter den Fenstern und einem hinreissenden Blick auf die Wiener Hausberge, sieht so aus, als wäre es mit seinen lichten, feingliedrigen Sesseln für eine Gesellschaft anmutig plaudernder Damen geschaffen worden. Es macht einen verschüchterten Eindruck, wenn die imposante Gestalt des ehemaligen Generals es rasch durchschreitet.

BAROCKMÖBEL UND EINE SCHREIBMASCHINE

Zwischen diesen beiden Räumen das Arbeits- und zugleich Empfangszimmer, beherrscht von einem grossen Schreibtisch unmittelbar vor den Fenstern. Sitzgarnituren, mit hellem Brokat überzogen, laden zu einer Rast, die der Bewohner dieses Raumes sich niemals gönnt und die seltenen geselligen Abenden vorbehalten ist. Eine nüchterne Schreibtischlampe und die riesige Schreibmaschine auf einem braunen Weichholztisch, die zu den verspielten Möbeln des Barocks seltens kontrastieren, erzählen mehr von Theodor Körner, als er vielleicht selbst könnte.

Ebenso die kleine Nische, die unmittelbar hinter dem Schreibtisch in die Wand eingelassen ist und deren linke Wand nur aus Garten, aus Bäumen und Himmel besteht, kurz: die Nische hat eine Glaswand. Dazu noch ein altmodisches Sofa, einen Tisch und eine Stellage. Mehr hat auf den anderthalb oder zwei Quadratmetern nicht Platz. Dennoch dünkt dieser Vogelkäfig bewohnter als das ganze grosse Haus. Bücher liegen auf der Stellage, Lexika, staatswissen-



Das kreisrunde Biedermeierzimmer, einst für plaudernde Damen geschaffen, mit einem grossartigen Blick auf die Wienerwaldberge

schaftliche Werke, ein Buch über den zweiten Weltkrieg und ausländische Zeitungen, die der brave Bürger dieses Landes nicht einmal dem Namen nach kennt. Lächelnd gibt es der Hausherr zu: hier ist sein Lieblingsplatz, seine einzige und wahre Erholung zwischen Firmament und Wissen...

Der Schlafraum, klein und eng, sieht, trotz schöner Renaissancemöbel, nüchtern aus. Hier ruht ein Mensch, der offenbar den Schlaf als notwendiges Übel, niemals aber als Selbstzweck betrachtet.

Nicht ohne gewissen Stolz wird dem Besucher das Ankleidezimmer mit den zahlreichen, fast durchweg leeren Schränken gezeigt. Einer davon birgt immerhin eine Rarität, die zu erwähnen der Mühe Wert scheint: vier Mäntel nämlich und vier Hüte, einer so neu und unbenützt wie der andere. Gut gelaunt erzählt der Präsident, wann er sich dieser für ihn so merkwürdigen Kleidungsstücke bedient. Dann nämlich, wenn er ganz inkognito zu bleiben wünscht. Wenn

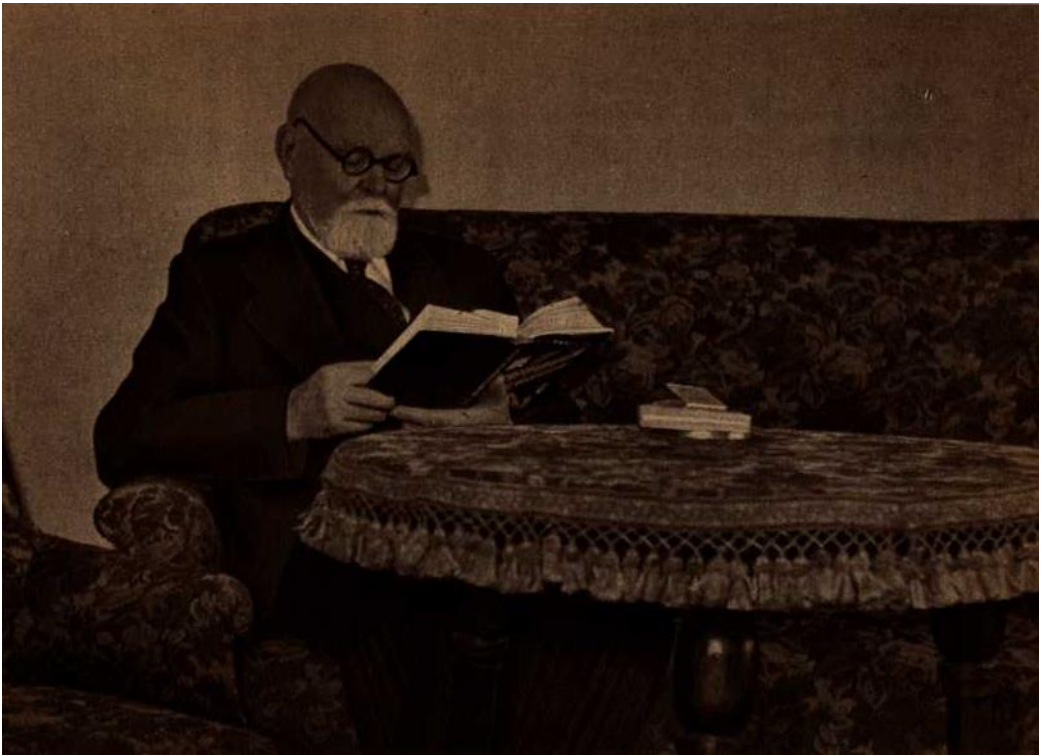
er sonntags mit der Strassenbahn zu Freunden fährt und so wenig Aufsehen wie möglich machen möchte. Ob man ihn tatsächlich nicht erkenne, begehrt der Besucher zu wissen. «Nein, tatsächlich nicht!» Und der Schalk, der hinter dem wohlbekanntem Gesicht eines berühmten Staatsmannes einen Augenblick lang das des kleinen äpfelstehlenden Buben aus Kretscham erkennen lässt, blitzt in den hellen Augen.

Ein Blick in die grosse, helle Küche, ausreichend, um für eine Hochzeitsgesellschaft ein üppiges Mahl zu bereiten, beschliesst den Rundgang durch das Haus und darf nicht unerwähnt bleiben, wenn es gilt, das Bildnis dieses vielleicht menschlichsten unter den modernen Staatsmännern zu zeichnen. Hier nämlich und in der daran schliessenden Speisekammer könnten Besucher eines Lehrganges über das Thema: «Grösse und Bescheidenheit» allabendlich besten Anschauungsunterricht nehmen: wenn das Staatsoberhaupt der Österreicher am dreiflammigen Gasherd steht und mit Sorgfalt eine Suppe kocht oder eine der beliebten Erdäpfelspeisen, die schon dem «exilierten» General so vorzüglich mundeten.

Vielleicht liegt aber darin auch das Geheimnis seiner Gesundheit und seiner erstaunlichen Rüstigkeit, dass er nämlich niemals üppig dinierte, sich abends mit Suppe zufriedengibt und die Mahlzeiten sonntags gelegentlich überhaupt nur durch eine Handvoll Obst ersetzt.

Das gänzlich unbewohnte Obergeschoss beherbergt einige Gastzimmer, die lediglich dann zum Leben erwachen, wenn Theodor Körner, was selten genug vorkommt, Besuch von auswärts empfängt. Alte Freunde sind es zumeist, Bekannte aus früheren {Jahren, die dann ein paar Tage hier logieren und sich dem Rhythmus dieses stillen Hauses anpassen. Sie kennen den österreichischen Bundespräsidenten zu gut, um sich zu wundern, wenn er ihnen mitunter selbst die Abendmahlzeit bringt und sie haben es längst aufgegeben, dagegen zu protestieren.

Einer Besucherin, die mit den Gepflogenheiten des Hauses noch nicht so vertraut ist und es um nichts in der Welt zulassen will, dass ihr der Bundespräsident persönlich das Glas Wasser bringt, um das sie gebeten hat, sagt er in freundlichem, aber sehr bestimmtem Ton:



Ruhe, Erholung und Entspannung in der kleinen Nische

«Kommandieren Sie mir nicht, liebes Kind. Sie sind ja schliesslich nicht mit mir verheiratet!»

«DIE UNSICHTBAREN GEISTER»

Drei «Hausgeister» gibt es in diesen Räumen, von denen zwei die Bezeichnung in des Wortes buchstäblichster Bedeutung verdienen. Sie leben zurückgezogen und weltabgeschieden in einem kleinen Kämmerchen, das zu betreten der Hausherr sich nur selten entschliesst, wie er überhaupt die Existenz dieser «Geister» nur höchst ungern zur Kenntnis nimmt: er wünscht es nicht, von den beiden Kriminalbeamten, die ihm zum Schutze dienen sollen, gesehen oder gar beobachtet zu werden.

Der dritte «Geist» älteren Jahrgangs trägt einen weissen Arbeits-

mantel und gleicht eher einem Friseur, denn einem Hausangestellten, dem die Ordnung in den Wohnräumen obliegt. Nach Geisterart verschwindet er um drei Uhr nachmittags ebenso lautlos, wie er um sieben Uhr früh gekommen ist.

Das Haus in der Himmelstrasse zu Grinzing hinterlässt den Eindruck beklemmender Stille. Man weiss, es ist bewohnt, dennoch scheint es leer. Die Möbel stehen unnatürlich korrekt auf ihrem Platz, kein Staubkorn kann sich auf ihnen niederlassen, weil es niemanden gibt, der Staub aufwirbelte. Keine Zierdecke, keine Vase, kein achtlos stehengelassener Aschenbecher gibt Zeugnis, dass jemand diese Räume, wenn schon nicht benütze, so doch wenigstens beträte. Die leuchtenden Farben der Brokate, das duftige Gewebe der Vorhänge und die schmeichelnde Fülle der Teppiche wirken in der Umgebung eines Mannes, der ihrer nicht bedarf, stumpfer, schwerer und spröder.

So, wie die reinste Flamme sich lediglich aus einem Element nährt, so braucht die Flamme dieses Geistes nicht die Anregung vielfarbiger und vielfältiger Umgebung ...

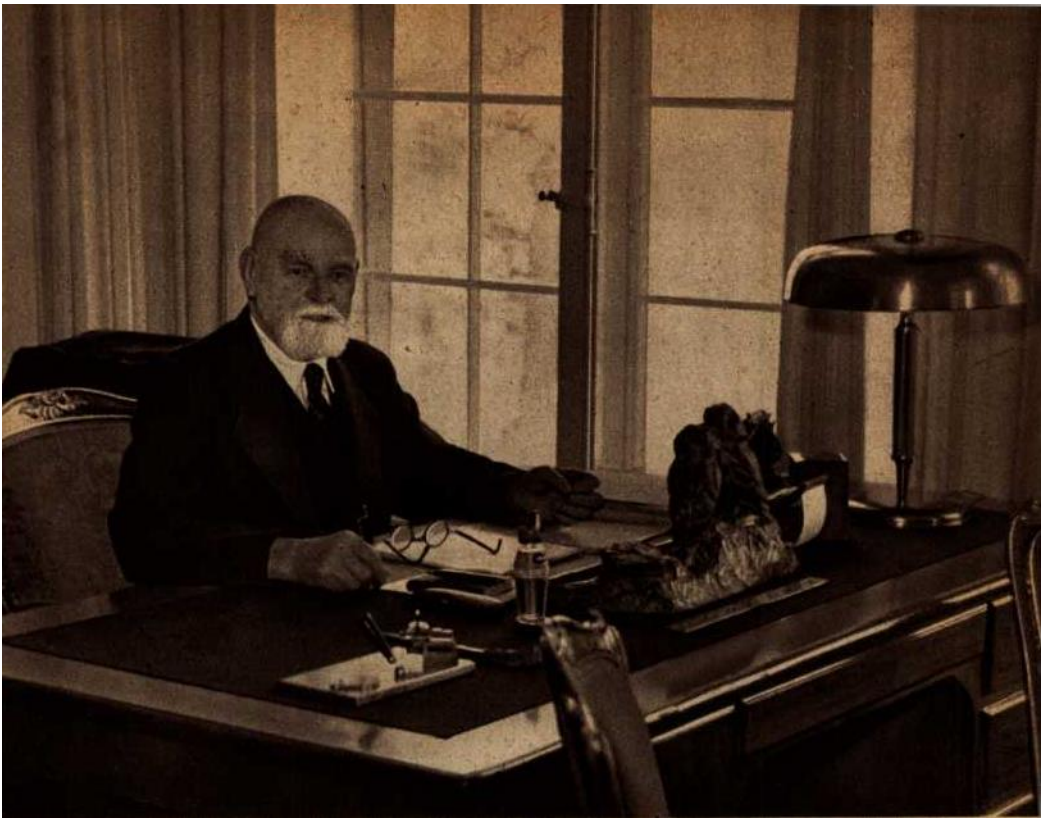
Theodor Körner wurde einmal gefragt, ob er sich nicht einsam fühle in dem Haus an der Himmelstrasse. Er sah den Fragenden einen Augenblick überrascht an, so wie einer, der sich über dieses Thema noch niemals ernstlich Gedanken gemacht hat. «Nein, ich habe ja meine Arbeit», sagte er schliesslich.

Wenn der Besucher gegangen ist, wenn der Hausangestellte die Wohnung verlassen hat, senkt sich vollkommene Stille über das Gebäude in der Himmelstrasse.

Kein Laut tönt in den Zimmern; kein Laut, ausser dem Singsang der Vögel, regt sich in dem weitläufigen Garten, der sich hügelab ins Tal zieht und der mit seinen hohen Bäumen ein Teil der süssen Wienerwaldlandschaft ringsum zu sein scheint. Nicht einmal das Lärmen der nahen Grossstadt, die hinter den Bäumen in Dunst versinkt, vermag bis hieher vorzudringen.

Nur die Landschaft, und mit ihm das Land, schlägt seine Wellen bis zu den Fenstern des Hauses.

In einem Fenster ist ein Profil über einer ruhig schreibenden Hand und einen Rücken, der noch im Sitzen kerzengerade ist. Stunde um

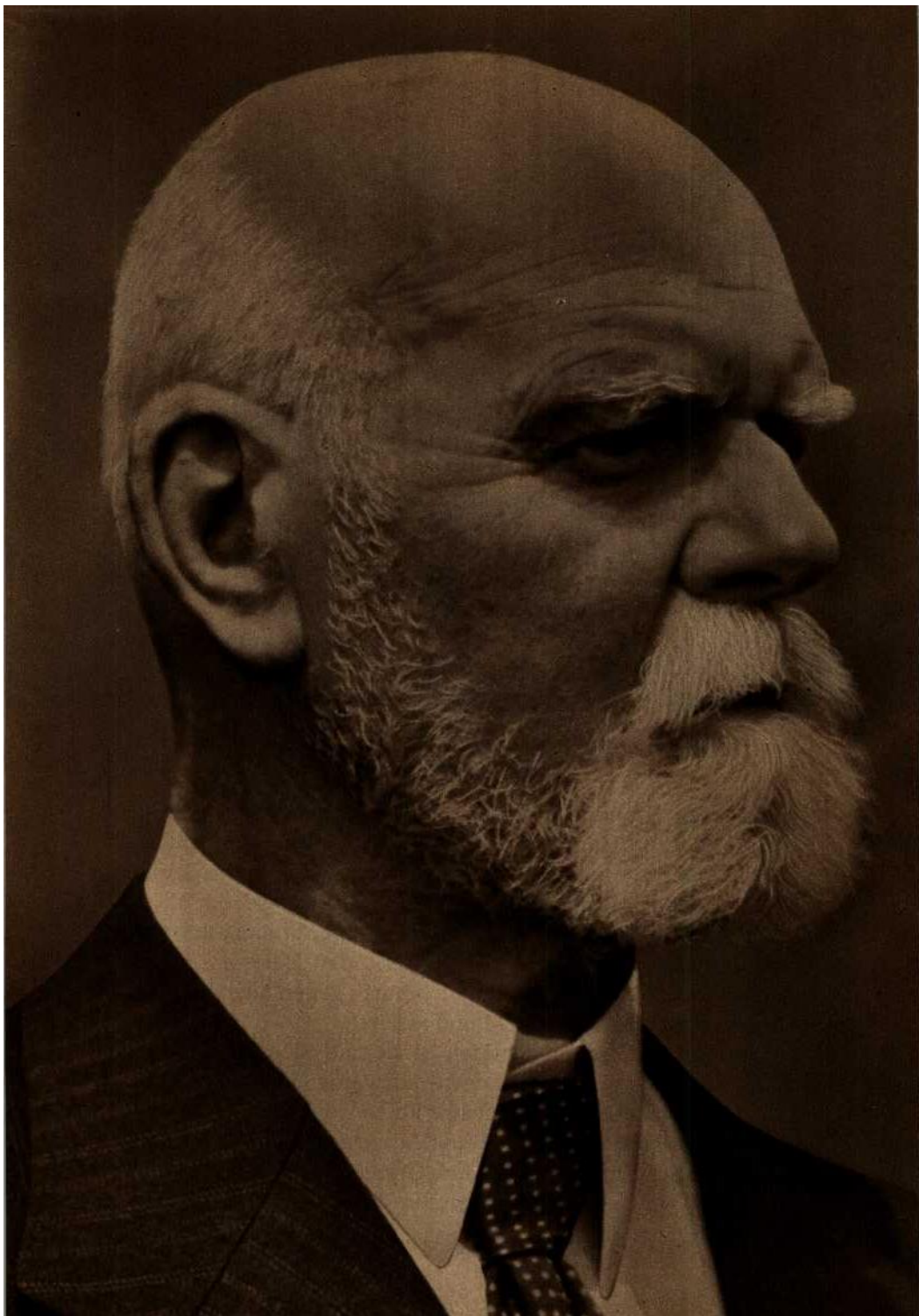


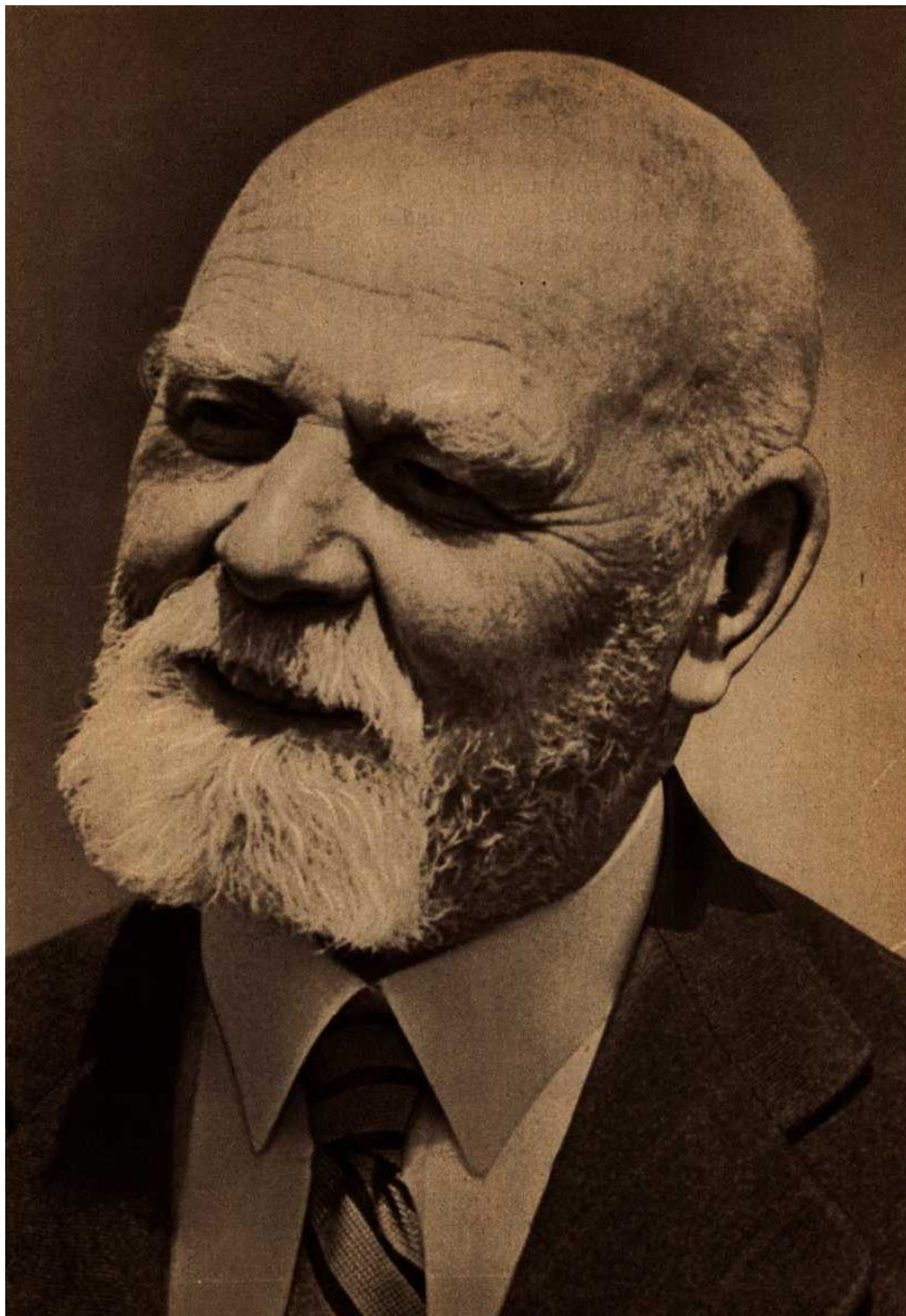
Vom Fenster neben diesem Schreibtisch sieht man über Bäume und Wiesen hinunter nach Wien . . .

Stunde, ohne abzusetzen, schreibt die grosse, feste Hand über weisses Papier; Stunde um Stunde sitzt die Gestalt aufrecht am Schreibtisch. Stunde um Stunde, bis das Profil mit der stark vorspringenden Nase, der hohen, etwas gewölbten Stirn, den buschigen Augenbrauen, umrahmt vom schimmernden, leise sich kräuselnden Bart, im Scheine der kalten Schreibtischlampe scharf gegen den dunklen Hintergrund des Zimmers kontrastiert.

Dann endlich, schon schlafen Stadt und Strasse, Baum und Berg, nimmt der Mann die kleine schwarze Hornbrille ab und wendet das Gesicht dem Fenster zu.

Es ist ein grosses Gesicht, keine Falte zerknittert es und stört die einfachen Linien. Es ist ein Gesicht, das niemals richtig jung war, weil es die Torheiten der Jugend nicht kannte und in frühen Jahren





schon um die Geheimnisse des Menschums wuss-te. Und es ist ein Gesicht, das niemals alt werden kann, weil in seinem Umkreis die Fährnisse und persönlichen Sorgen des Alters keinen Platz haben.

Es ist das Gesicht eines Weisen und eines Vaters.

Das Gesicht eines Menschen.

Hofburg zu Wien, Leopoldinischer Trakt.

Starrer Prunk vergangener Jahrhunderte.

Feierlich läutet der Chor der Uhren, seiner unbezahlbaren Kostbarkeit ganz bewusst, mit unwirklich gläsern und anmassend silbernen Tönen die Stunde ein. Die Stunde einer Zeit, die liier stehengeblieben zu sein scheint.

Da öffnet sich am Ende der langen schimmernden Zimmerflucht eine elfenbeingoldene Tür. Nicht weit und schwingend, wie Türen sich hier zu öffnen pflegen, sondern zaghaft schmal.

Heraus tritt eine alte Frau. Sie merkt nicht, wie sich die Spiegel aus uraltem venezianischem Adel über ihre abgetragenen Kleider mokieren. Sie kommt aus den Räumen des Bundespräsidenten, die sie beladen mit der Last ihrer Sorgen betreten hat.

Und nun lächelt die alte Frau.

Die Zeit ist nicht stehengeblieben.



Dieses Buch erzählt:

- im ersten Kapitel, «GLÄNZENDE ARMUT» Seite 9
die Geschichte des Hauptmanns Theodor Karl Körner, der ein armes Mädchen heiratet und dann kaum weiss, wie er seine drei Kinder, Theodor, Richard und Rosa, satt kriegen soll. Wie Theodor, der spätere Bundespräsident, in die Schule kommt und wie sein Name zum erstenmal fett gedruckt erscheint;
- im zweiten Kapitel, «DER GEMEINE KÖRNER»Seite 25
die Schicksale des jungen Offiziers Theodor Körner, der sich in so vielen wesentlichen Punkten von seinen vornehmen und stolzen Kameraden unterscheidet, der bei einer Hochwasserkatastrophe vielen Menschen das Leben rettet und seine Adelserhebung einfach «vergisst»;
- im dritten Kapitel,
«WELTKRIEGSSCHULE FÜR DEMOKRATEN»Seite 43
wie Theodor Körner Generalstabschef der Isonzoarmee wird, wie er immer wieder unvermutet an der Front auftaucht und es in einem sehr eindrucksvollen Telegrammwechsel ablehnt, einen allerhöchsten Augiasstall auszumisten. Wie er am Kriegsende die «feindlichen» Jugoslawen blufft und mit Erkenntnissen, die für sein weiteres Leben sehr wichtig sein sollen, nach Hause kommt;
- im vierten Kapitel, «STÜRMISCHE JAHRE» Seite 61
von einem Heimkehrer, der gerne Technik studieren möchte, diesen Plan aber dann aufgibt, weil mittlerweile der Staat zu ihm kommt. Vom Friedensgeneral, der den Krieg aus dem Unterrichtsprogramm der Wiener Schulen ausmerzt und von der Tätigkeit Körners als Bundesrat:
- im fünften Kapitel, «ES WIRD STILL»Seite 72
vom Häftling Körner, vor dem Gefängnisbeamte und -wärter sehr viel Respekt haben, von «Konspirationen» im Morgengrauen und im Café Imperial, von eifrigen Studien und tiefem Humor eines «Kaltgestellten» unter Polizeiaufsicht. Und die Geschichte eines historischen Dokumentes wird darin erzählt, dem man im deutschen Oberkommando der Wehrmacht keinerlei Bedeutung beimisst..
- im sechsten Kapitel, «EINE NEUE BESSERE ZEIT»Seite 93
wie man den General Körner ins Rathaus ruft und ihn dort zum Bürgermeister macht. Wie er sich an den Schreibtisch setzt und zu arbei-

ten beginnt. Vom Wiederaufbau ist die Rede und von ewigen Nörglern, die über den «alten Herrn» sehr erstaunt sind. Über die Wahlreise des Präsidentschaftskandidaten Körner wird berichtet, über den Wahltag, an dem er nichts von dem tut, was man von einem Kandidaten auf einem derartig hohen Posten erwartet, und von grossem Jubel;

im siebenten Kapitel, «**DER BUNDESPRÄSIDENT**»Seite 159

erfährt man sehr viel bisher Unbekanntes aus dem Tätigkeitsbereich des österreichischen Bundespräsidenten und aus seinem Privatleben, das sich in seiner Bescheidenheit seit einem Menschenalter nicht geändert hat.



DANUBIA – VERLAG

KARL RENNER

An der Wende zweier Zeiten

LEBENSERINNERUNGEN

305 Seiten, 1. Auflage Pappband S 20.–, 2. Auflage Halbleinenband mit Schutzumschlag S 25.–

Dem Verfasser, der von jung auf mit den verschiedensten Klassen der österreichischen Gesellschaft in enger Verbindung gestanden ist, verdanken wir ein Werk, in dem das Zusammenwirken der Kräfte im alten Österreich meisterhaft geschildert ist

Erhältlich in allen Buchhandlungen

VERLAG DER WIENER VOLKSBUCHHANDLUNG

Aus dem Nachlass:
RENNERS HAUPTWERK

**MENSCH
UND
GESELLSCHAFT**

Grundriss einer Soziologie

400 Seiten, Ganzleinenband mit Schutzumschlag S 120.–

Das Buch ist eine grossartige Zusammenfassung
des Gesamtdenkens, des gesamten geistigen
Schaffens Dr. Renners, eine Soziologie, die seine
sämtlichen historischen, juristischen, staatspoli-
tischen, psychologischen und philosophischen
Erkenntnisse in ein festes System bringt und
uns noch einmal die Weltweisheit dieses grossen
Mannes in funkelnder Sprache anschaulich
darstellt

Erhältlich in allen Buchhandlungen



DANUBIA-VERLAG

Ein Standardwerk historischer Betrachtung!

BERTRAM D. WOLFE

**DREI MÄNNER, DIE
DIE WELT
ERSCHÜTTERTEN**

(Lenin – Trozki – Stalin)

775 Seiten

Ganzleinenband mit Schutzumschlag S 150.–

Ohne Übertreibung kann gesagt werden, dass es sich hier um die bedeutendste Biographie handelt, die ausserhalb Russlands über die drei entscheidendsten Männer der russischen Revolution geschrieben worden ist

Erhältlich in allen Buchhandlungen